

# « WIE EIN FISCH IM AQUARIUM. »

ALLTAGSRASSISMUS  
IN COTTBUS





# INHALT

VORWORT	5
DER BLICK INS AQUARIUM Rassistische Gewalt in Cottbus seit 2015	6
MIT DER WENDE KAM DER RASSISMUS	10
BIST DU BLOND, BEKOMMST DU ALLES	14
DER TRAUM VON COTTBUS	18
IMMER NUR HÜHNCHEN	22
ICH WEHRE MICH – WEIL ICH ES KANN	28
DER BUSFAHRER, DER MIR MUT MACHTE	33
COTTBUS LEHRTE MICH DAS IGNORIEREN	37
SICHERHEIT IST DAS WICHTIGSTE IM LEBEN	40
„DIE WÜRDE DES MENSCHEN IST UNANTASTBAR.“	45
WIR WOLLEN IN RUHE LEBEN	50
BERATUNGSSTELLEN DER OPFERPERSPEKTIVE	54
IMPRESSUM	55



Liebe Leser:innen,

wie ein Fisch im Aquarium, ein Beobachtungsobjekt, so fühlte sich eine der für diese Broschüre interviewten Personen, als ein Cottbusser Busfahrer sie grundlos aus dem Bus warf und selbst ihre *weiße*<sup>1</sup>, deutsche Freundin nicht einschritt. Situationen wie diese waren und sind in Cottbus immer noch Alltag für Menschen, die nicht als *weiß* und damit zugehörig wahrgenommen werden. Die Gesprächsprotokolle in dieser Broschüre zeigen einen kleinen Ausschnitt dieser Erfahrungswelt.

Die Interviews wurden ab Ende 2020 geführt. Sie spiegeln die Erlebnisse und Wahrnehmungen von Cottbusser:innen verschiedenen Alters, Geschlechts, sozialen Status und Herkunft wider. Die Interviewten leben teils seit Jahrzehnten, teils erst seit wenigen Jahren in Cottbus. Sie alle eint, rassistische Anfeindung, Ausgrenzung und mitunter Gewalt in ihrer Stadt erfahren haben zu müssen. Ihre Reaktionen darauf reichen von dem Wunsch, Cottbus zu verlassen bis hin zu intensiver, langjähriger Arbeit gegen Rassismus, für ein von Respekt geprägtes Zusammenleben der Stadtgesellschaft.

Mit dieser Broschüre möchten wir rassistische Diskriminierung und Gewalt in Cottbus darum nicht nur sichtbar machen, sondern auch Betroffene in ihrem Widerstand dagegen bestärken. Nicht zuletzt möchten wir alle Cottbusser:innen und alle Leser:innen dazu ermutigen, sich mit eigenen rassistischen Vorurteilen, Bildern und Stereotypen auseinanderzusetzen und die Arbeit gegen Rassismus und Diskriminierung mit ihrem eigenen Beitrag zu unterstützen. Denn Rassismus betrifft uns alle und nur zusammen können wir eine lebenswertere (Stadt-)Gesellschaft schaffen.

Wir danken allen Mitwirkenden an der Broschüre. Insbesondere gilt unser Dank den Interviewten für ihre Bereitschaft, der Öffentlichkeit ihre persönlichen Geschichten zu vermitteln.

Opferperspektive e.V.

---

<sup>1</sup> *Weiße* bezeichnet hier die soziale Kategorie der von Rassismus profitierenden Menschen, nicht primär eine Hautfarbe.

# DER BLICK INS AQUARIUM

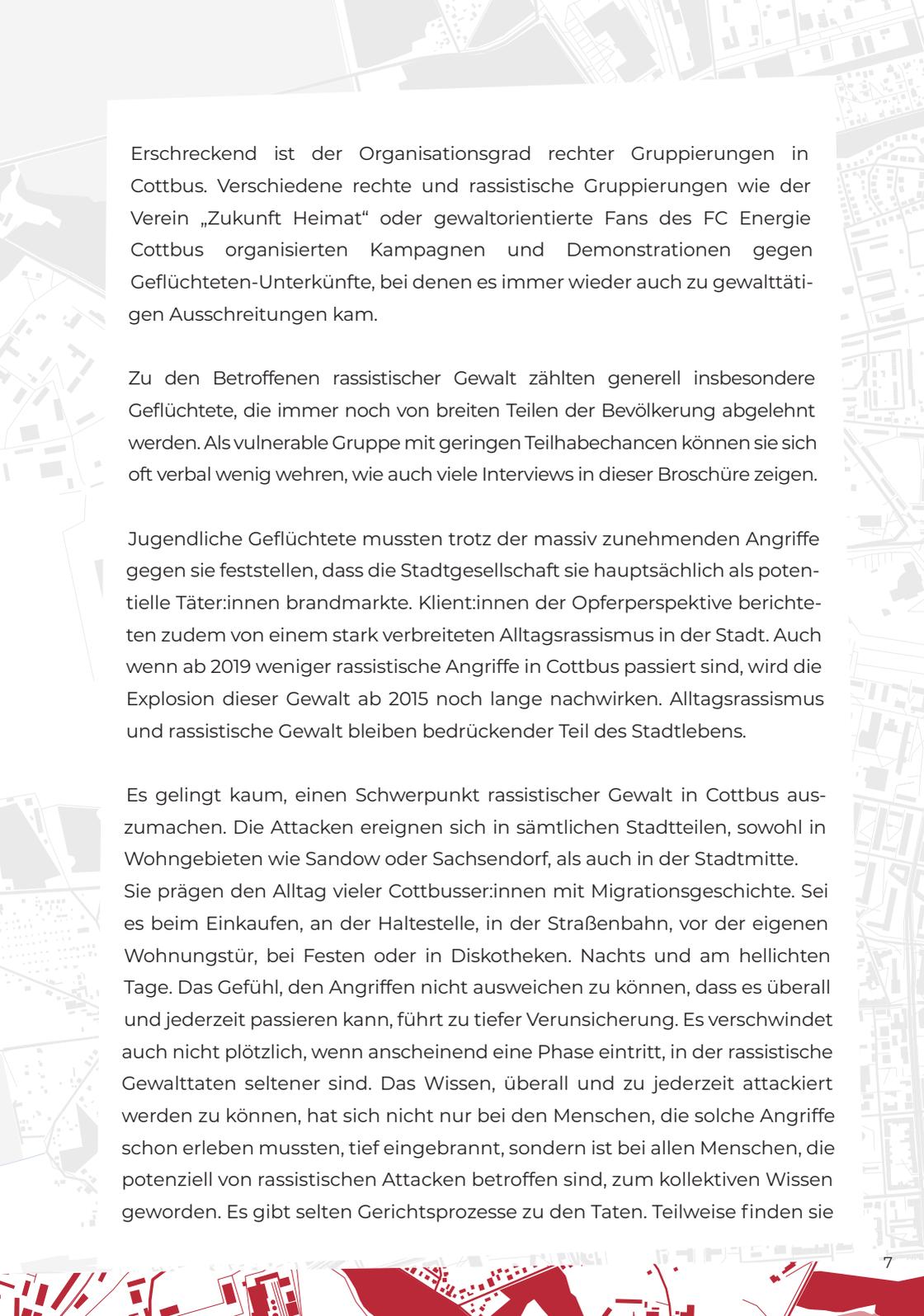
## RASSISTISCHE GEWALT IN COTTBUS SEIT 2015

Zur Wende war ich ein Teenager. Anfangs habe ich mich über die neue Zeit sehr gefreut, dann aber kamen die Bilder der Neonazis: Junge Männer, die mit Springerstiefeln jede:n jagten, der ihrer Meinung nach Nicht-Deutsch sei. Wir Menschen haben die Eigenheit, negative Erfahrungen stärker in Erinnerung zu behalten als positive, also speicherte mein Gehirn das Bild des gefährlichen Ostens ab. Reflektiert weiß ich natürlich, dass dieses Bild so pauschal nicht stimmt.

Während die Interviewten ihre Geschichten erzählten, kamen allerdings genau diese alten Bilder wieder auf. Wow, 30 Jahre später und es hat sich nichts verändert. Glücklicherweise hat sich aber einiges getan. Es gibt heute mehr Bewusstsein für die Problematik, es gibt Institutionen und Ehrenamtler:innen, die aus Fremden Freund:innen machen. Und es gibt auch den Verein Opferperspektive, der Menschen unterstützt, die durch rechte Gewalt verletzt oder bedroht werden und rassistischer Diskriminierung ausgesetzt sind.

Seit 2002 dokumentiert der Verein systematisch rechte und rassistische Gewalt in Cottbus. Das Monitoring machte 2015 eine besorgniserregende Entwicklung sichtbar: Die Zahl der registrierten rechten Angriffe verdreifachte sich im Vergleich zum Vorjahr auf 28. 2016 nahm die Opferperspektive dann mit 41 die meisten rechten Attacken in einer brandenburgischen Stadt seit Beginn des Monitorings auf. Auch 2017 und 2018 führte Cottbus mit 32 und 36 Taten die Statistik der Opferperspektive an. Die Zahlen lassen einen unvollständigen Blick auf die brutalsten Folgen eines rassistischen Klimas zu, das sich in der Stadt etabliert hatte.

Dieses Klima wurde im Herbst 2015 von der lokalen rechten Szene unter anderem mit mehr als 20 Kundgebungen angeheizt, die viel zur Verunsicherung von Menschen mit sichtbarer Migrationsgeschichte beitrugen.

The background of the page is a light gray map of Cottbus, showing streets, buildings, and green spaces. The map is partially obscured by a white rectangular area containing the text.

Erschreckend ist der Organisationsgrad rechter Gruppierungen in Cottbus. Verschiedene rechte und rassistische Gruppierungen wie der Verein „Zukunft Heimat“ oder gewaltorientierte Fans des FC Energie Cottbus organisierten Kampagnen und Demonstrationen gegen Geflüchteten-Unterkünfte, bei denen es immer wieder auch zu gewalttätigen Ausschreitungen kam.

Zu den Betroffenen rassistischer Gewalt zählten generell insbesondere Geflüchtete, die immer noch von breiten Teilen der Bevölkerung abgelehnt werden. Als vulnerable Gruppe mit geringen Teilhabechancen können sie sich oft verbal wenig wehren, wie auch viele Interviews in dieser Broschüre zeigen.

Jugendliche Geflüchtete mussten trotz der massiv zunehmenden Angriffe gegen sie feststellen, dass die Stadtgesellschaft sie hauptsächlich als potentielle Täter:innen brandmarkte. Klient:innen der Opferperspektive berichteten zudem von einem stark verbreiteten Alltagsrassismus in der Stadt. Auch wenn ab 2019 weniger rassistische Angriffe in Cottbus passiert sind, wird die Explosion dieser Gewalt ab 2015 noch lange nachwirken. Alltagsrassismus und rassistische Gewalt bleiben bedrückender Teil des Stadtlebens.

Es gelingt kaum, einen Schwerpunkt rassistischer Gewalt in Cottbus auszumachen. Die Attacken ereignen sich in sämtlichen Stadtteilen, sowohl in Wohngebieten wie Sandow oder Sachsendorf, als auch in der Stadtmitte. Sie prägen den Alltag vieler Cottbusser:innen mit Migrationsgeschichte. Sei es beim Einkaufen, an der Haltestelle, in der Straßenbahn, vor der eigenen Wohnungstür, bei Festen oder in Diskotheken. Nachts und am helllichten Tage. Das Gefühl, den Angriffen nicht ausweichen zu können, dass es überall und jederzeit passieren kann, führt zu tiefer Verunsicherung. Es verschwindet auch nicht plötzlich, wenn anscheinend eine Phase eintritt, in der rassistische Gewalttaten seltener sind. Das Wissen, überall und zu jederzeit attackiert werden zu können, hat sich nicht nur bei den Menschen, die solche Angriffe schon erleben mussten, tief eingebrannt, sondern ist bei allen Menschen, die potenziell von rassistischen Attacken betroffen sind, zum kollektiven Wissen geworden. Es gibt selten Gerichtsprozesse zu den Taten. Teilweise finden sie

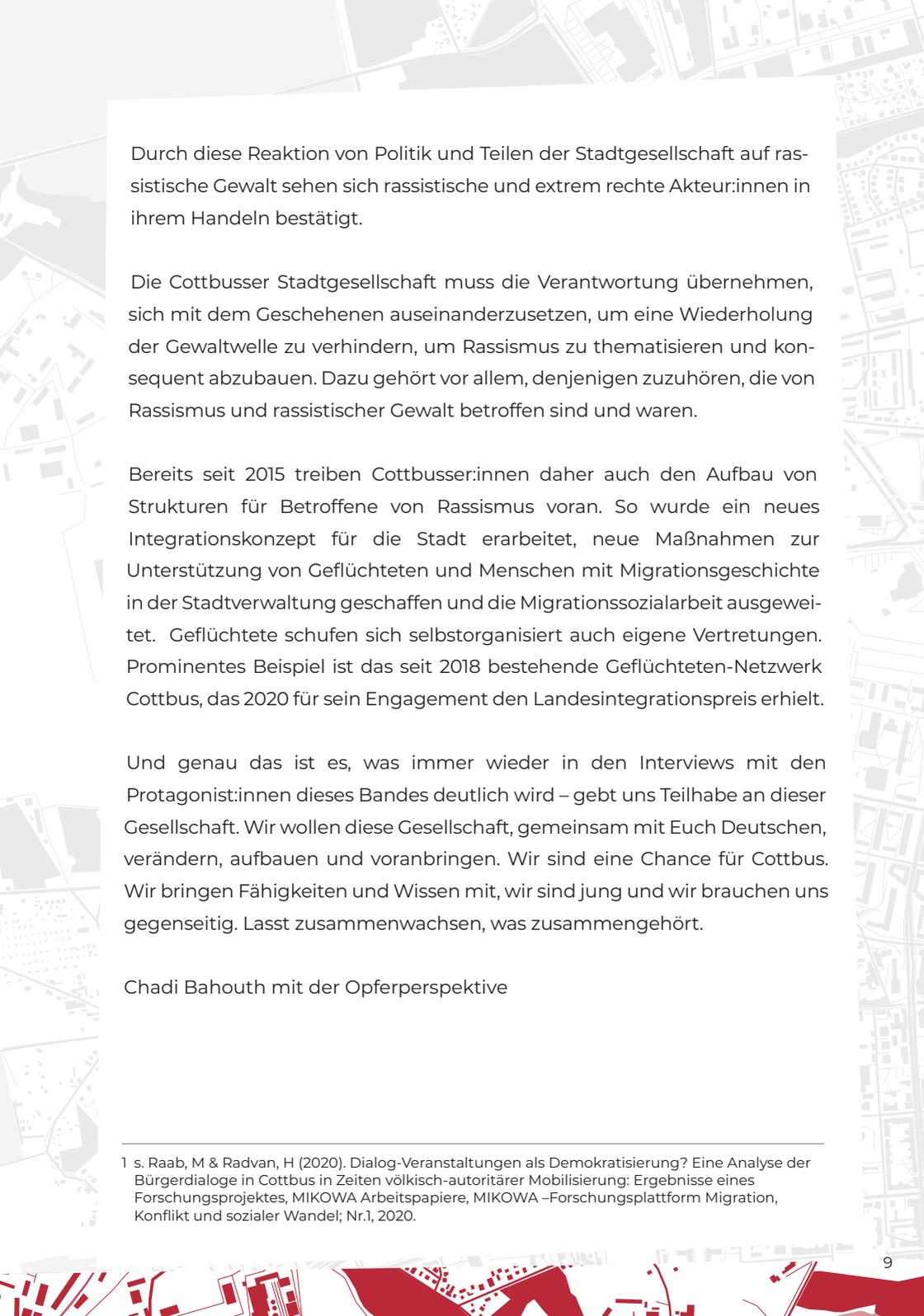
erst Jahre später statt, teilweise werden sie ewig verschleppt und sind bis heute nicht abgeschlossen.

Für die Betroffenen bedeutet dieses Versagen der Justiz eine enorme Belastung. Sie können mit dem Erlebten nicht abschließen und fühlen sich vom Staat im Stich gelassen. Viele Angegriffene bedauern, die Taten gegen sie überhaupt zur Anzeige gebracht zu haben - auch das könnte ein Grund für den Rückgang der registrierten Angriffe sein.

Den Betroffenen ist es wichtig, im Gerichtssaal noch einmal zu hören, dass ihnen Unrecht angetan worden ist, dass die Tat nicht einfach so verschwindet. Das Gericht ist oft einer der wenigen Orte des öffentlichen Redens über die erlebte rassistische Gewalt. Auf diese Weise ist die Gerichtsverhandlung oft auch ein wichtiger Moment für die Angegriffenen, um mit dem Erlebten abzuschließen. Dieser Moment fehlt in Cottbus vielen Betroffenen, weil die Justiz versagt. Im städtischen Diskurs galten entsprechend Migration und Integration statt Rassismus und rechter Gewalt als Hauptprobleme.

Beispiel dafür ist die Reaktion auf Auseinandersetzungen zwischen weißen deutschen und geflüchteten Jugendlichen im Jahr 2018, in deren Verlauf es auf beiden Seiten Verletzte gab. Die rechte Szene der Stadt witterte ihre Chance, „Zukunft Heimat“ meldete rassistische Kundgebungen und Demonstrationen an, zu denen mehrere tausend Menschen kamen.

Die Stadtspitze reagierte mit „Bürgerdialogen“, um Zuhörbereitschaft gegenüber der Bevölkerung zu signalisieren. Jedoch wurden Rassismus und rechte Gewalt kaum thematisiert, Fragen zu Sicherheit und Integration dominierten die Redebeiträge, Migration wurde als zentrales Problem in Cottbus gesetzt. Außerdem gelang es kaum, Cottbusser:innen mit Migrationsgeschichte einzubeziehen.<sup>1</sup>

The background of the page is a light gray map of Cottbus, showing streets, buildings, and green spaces. The map is partially obscured by a white rectangular area containing the text.

Durch diese Reaktion von Politik und Teilen der Stadtgesellschaft auf rassistische Gewalt sehen sich rassistische und extrem rechte Akteur:innen in ihrem Handeln bestätigt.

Die Cottbusser Stadtgesellschaft muss die Verantwortung übernehmen, sich mit dem Geschehenen auseinanderzusetzen, um eine Wiederholung der Gewaltwelle zu verhindern, um Rassismus zu thematisieren und konsequent abzubauen. Dazu gehört vor allem, denjenigen zuzuhören, die von Rassismus und rassistischer Gewalt betroffen sind und waren.

Bereits seit 2015 treiben Cottbusser:innen daher auch den Aufbau von Strukturen für Betroffene von Rassismus voran. So wurde ein neues Integrationskonzept für die Stadt erarbeitet, neue Maßnahmen zur Unterstützung von Geflüchteten und Menschen mit Migrationsgeschichte in der Stadtverwaltung geschaffen und die Migrationssozialarbeit ausgeweitet. Geflüchtete schufen sich selbstorganisiert auch eigene Vertretungen. Prominentes Beispiel ist das seit 2018 bestehende Geflüchteten-Netzwerk Cottbus, das 2020 für sein Engagement den Landesintegrationspreis erhielt.

Und genau das ist es, was immer wieder in den Interviews mit den Protagonist:innen dieses Bandes deutlich wird – gibt uns Teilhabe an dieser Gesellschaft. Wir wollen diese Gesellschaft, gemeinsam mit Euch Deutschen, verändern, aufbauen und voranbringen. Wir sind eine Chance für Cottbus. Wir bringen Fähigkeiten und Wissen mit, wir sind jung und wir brauchen uns gegenseitig. Lasst zusammenwachsen, was zusammengehört.

Chadi Bahouth mit der Opferperspektive

---

1 s. Raab, M & Radvan, H (2020). Dialog-Veranstaltungen als Demokratisierung? Eine Analyse der Bürgerdialoge in Cottbus in Zeiten völkisch-autoritärer Mobilisierung: Ergebnisse eines Forschungsprojektes, MIKOWA Arbeitspapiere, MIKOWA –Forschungsplattform Migration, Konflikt und sozialer Wandel; Nr.1, 2020.



## MIT DER WENDE KAM DER RASSISMUS

---

**Ich weiß nicht, ob ich heute nochmal nach Cottbus käme. Mit der Wende kam der Rassismus. Und seit es Pegida und die AfD gibt, ist es noch schlimmer geworden. Offene Beleidigungen waren früher verpönt. Heute werden sie herausgeschrien. Sie schämen sich nicht mehr.**

---

Als ich mit 13 Jahren nach Cottbus kam, damals noch DDR, lebte ich ganz unauffällig mit den deutschen Kindern zusammen. Die Mentalität der Menschen war damals noch eine andere - wir wurden freundlich aufgenommen, herzlich willkommen geheißen. Alles war organisiert, das Deutschlernen für die Kinder, die Eltern konnten ihren Berufen nachgehen. Bis zur Wende war alles gut. Da war ich etwa 30 Jahre alt, ich arbeitete, heiratete, wir waren eine glückliche Familie. Dann aber spürte ich, wie sich die Dinge zu ändern begannen. Seit dem Mauerfall schien es plötzlich eine starke Bewegung in Cottbus zu geben, plötzlich war alles Fremde nicht mehr gewollt. Es kamen immer mehr Fremde nach Cottbus, das war für die Cottbusser:innen offenbar mehr als irritierend.

Für mich ist damals die Welt zusammengebrochen. Es war wie ein Schock, nicht nur für mich, sondern auch für meine engen Bekannten. Die Stimmung richtete sich gegen Geflüchtete und gegen Ausländer:innen. Alle wurden in einen Topf geworfen.

Die Erfahrungen mit Rassismus häuften sich: Verkäuferinnen im Kaufhof verfolgten mich beim Einkauf. Sie dachten, ich würde stehlen. Obwohl sie mich seit Jahren kannten. Das war für mich schockierend.

In der Spremberger Straße gab es ein Bekleidungsgeschäft für Frauen. Während ich schaute, kam eine Verkäuferin auf mich zu: „Was möchten Sie?!“ „Ich möchte nur schauen“, entgegnete ich. Aus ihr spie regelrecht der Hass heraus: „Gehen Sie lieber. So was kennen wir schon. Die Fremden klauen.“

Das kannte ich vorher nicht. Die Deutschen haben gepöbelt. Egal, wer es war, Ärzt:in oder Arbeiter:in, egal. Schwarze Haare war gleichbedeutend mit Klauen. Mit der Wende kam der Rassismus und blieb bis heute. Warum ist das so? Wenn man die Geschichte betrachtet, wurde im Osten mit den Nazis nicht richtig aufgeräumt. Diese Leute tragen ihren Rassismus weiter: Alles was fremd ist, klaut, nimmt uns die Arbeit weg, stinkt. Früher war der Rassismus versteckt, mit der Wende kam die Freiheit, zu sagen, was man will. Seit Pegida und AfD tritt das noch deutlicher zutage, die Schuldigen sind immer wir. Das ist ein gesellschaftliches Problem. Den:Die Cottbusser:in stört es, wenn er:sie fremde Sprachen hört, aber auf Mallorca kann er:sie Krach machen.

Ich erlebe diesen Rechtsruck nicht alltäglich, aber die Blicke sagen alles. Oft sind die Menschen irritiert, dass ich Deutsch spreche. Aber das schützt nicht vor Übergriffen. Mit meinem Mann erlebte ich eine Demo von „Zukunft Heimat“. Vier junge Leute kamen auf uns zu und bespritzten uns mit Wasser. „Warum bespritzt du uns?“, fragte ich. Einer wollte mich schlagen, mein Mann hat mich verteidigt und wurde statt meiner geschlagen. Mit einem Schlag brutal ins Gesicht. Wir riefen die Polizei, die versuchte, die vier zu finden,

die waren aber schnell weggerannt. Bis 2 Uhr morgens waren wir auf dem Polizeirevier und danach im Krankenhaus. Glücklicherweise gab es Zeug:innen, die geholfen haben. Sie waren sogar empört. Jemand meinte: „Diese jungen Leute kennen das Wort Respekt nicht. Wir leben in einer Demokratie. Jeder hat das Recht auf freie Meinung, aber ohne andere zu beleidigen, und ohne Gewalt. Die eigene Freiheit endet dort, wo die des anderen beginnt.“ Das zu hören, war heilsam. Eine Person kam als Begleitung mit zur Polizei. Auch das war ein gutes Gefühl. Es war gut, nicht allein zu sein. Wir fühlten uns sicher. Aber die Täter waren stadtbekannt und wir hatten Sorge, Anzeige zu erstatten. Die Unsicherheit, dass plötzlich jemand von denen vor der Tür stünde. In Zukunft würde ich mich vermutlich ähnlich verhalten. Die Unsicherheit ist einfach zu groß.

Auch andere Menschen, die sichtbar Migrationsgeschichte haben, machen ähnliche Erfahrungen. Vor kurzem hat eine Bekannte den Bus zur Arbeit genommen. Als sie aussteigen wollte, fuhr der Busfahrer einfach an der Haltestelle vorbei. Als sie sich beschwerte, schrie er sie an. Sie versuchte sich zu verteidigen, aber der Busfahrer machte weiter. Seine Begleiterin drohte ihr sogar: „Steig schnell aus, sonst bring ich dich um!“ Die Bekannte beschwerte sich beim Busbetrieb. Bislang geschah noch nichts.

Viele Menschen erleben jeden Tag Rassismus, darüber wird aber nicht berichtet. Der Alltagsrassismus ist das Schlimmste. In meinem Wohnblock gibt es nur zwei ausländische Familien. Wir wohnen schon immer hier. Wir sind sehr ruhig. So mögen es die Deutschen. Wir verstehen uns mit den Nachbar:innen recht gut. Als aber eines Abends polnische Student:innen eine Feier veranstalteten, zeigten viele unserer deutschen Nachbar:innen ihre rassistische Gesinnung. Sie pöbelten die Pol:innen rassistisch an. Zu mir aber sagten sie: „Du hast schon in der DDR hier gelebt, mit dir haben wir kein Problem.“ Wenn jemand erst jetzt dazu kommt, mit denen gehen sie unfreundlich um.

The background of the page is a light gray map of Cottbus, showing streets, buildings, and green spaces. The map is partially obscured by a white rectangular area containing text.

Ich möchte nicht neu in Cottbus sein als Ausländerin. Ich wüsste nicht, ob ich nochmal nach Deutschland käme.

Ich finde, wir müssen das Problem bei den jungen Leuten angehen. Zuerst brauchen sie die Möglichkeit, eine Ausbildung zu machen. Es ist wichtig, dass du diese Chance auch als Flüchtlingskind bekommst. Oft genug werden Jugendliche bei Bewerbungen abgelehnt, weil sie Flüchtlinge sind. Dagegen muss etwas unternommen werden. Unternehmen sollten gefördert werden, wenn sie Geflüchtete einstellen. Anreize müssen geschaffen werden. Die Stadt Cottbus beginnt hier, sich zu bewegen.

Die Gesellschaft sollte akzeptieren, dass hier ausländische Bürger:innen leben. Und die Deutschen müssen bereit sein, sich mit den Ausländer:innen zu integrieren. Das ist etwas, was beide tun müssen. Uns wird zu oft abverlangt, dass wir uns „anpassen“ sollen. Wir passen uns oft genug an, aber uns wird nicht vertraut. Wir müssen gemeinsam daran arbeiten. Integration ist keine Einbahnstraße. Schon in Kitas sollte mehr über fremde Länder gesprochen werden.

Was ich erzähle, ist Alltag. Probleme lösen sich nicht von selbst. Wir müssen gemeinsam daran arbeiten, sie zu lösen. Meckern alleine genügt nicht. Es wird immer über Toleranz gesprochen, aber das Wort finde ich nicht schön. Wir müssen mehr miteinander kommunizieren. Wir brauchen mehr Kontakt. Mehr Nähe. Mehr Teilhabe.



## **BIST DU BLOND, BEKOMMST DU ALLES**

---

**Wenn ich Cottbus verlasse, haben die Nazis gewonnen. Deswegen bleibe ich, auch wenn es oft hart ist. Aber ich werde mir nicht von Nazis sagen lassen, was ich tun soll.**

---

Als ich nach Cottbus kam, wusste ich nichts über diese Stadt. Vorher hatte ich in einem Dorf in Brandenburg gelebt. Ein Bekannter hat mich dabei unterstützt, nach Cottbus zu ziehen. Eigentlich wollte ich nach Berlin. Aber das klappte nicht, weil ich keine Wohnung fand. In Cottbus ist das einfacher. Aber auch hier werden Wohnungen in Stadtmitte oft überteuert angeboten oder uns Geflüchteten wird gesagt, die Wohnung sei bereits vergeben. Oder die Hausverwaltungen behaupten, nur unbefristet aufenthaltsberechtigte Geflüchtete dürfen Wohnungen erhalten - was nicht stimmt. Willkommen im rassistischen Denken!

Als ich vor wenigen Jahren auf Wohnungssuche war, ließen Vermieter:innen sich viele weitere Gründe einfallen, um in der Stadtmitte nicht an Migrant:innen zu vermieten. Ich erhielt meine

Wohnung dort nur mit Hilfe eines deutschen Bekannten. Er hat mich begleitet. Wenn ein Mann mit blonden Haaren kommt, bekommt er was er will. Das ist frustrierend.

Nach meinem Einzug ging der Rassismus weiter. In der ersten Woche hat jemand meinen und andere migrantische Namen am Postkasten abgekratzt. Das geschah drei, vier Mal in den ersten Monaten. In meinem Haus wohnen mehr als 80 Personen. Viele grüßten mich nicht mal im Fahrstuhl zurück. Ich frage mich: Was habe ich getan? Nur weil ich keine blonden Haare habe, dieser ganze Stress? Wer auch immer das getan hat, kennt mich doch gar nicht. Nur weil ich einen arabischen Namen habe, könnte ich doch trotzdem die deutsche Staatsbürgerschaft haben. Einmal kam ein Freund zu Besuch und er wollte auf einem gemeinsam genutzten Balkon eine Zigarette rauchen. Er wurde von einer Frau angesprochen, wer er sei. Flüchtlinge nähmen uns das Geld weg, meinte sie dann. Einfach so. Ohne Kontext.

Ich fühle mich nicht wohl mit solchen Reaktionen: Wie kann ich mit solchen Leuten umgehen? Was kann ich machen, wenn sie auf ein 'Hallo' nicht antworten? Wenn schon im ersten Schritt nichts zurückkommt, was machst du dann?

Auch anderenorts erlebte ich Rassismus. Vor Corona habe ich als Kellner gearbeitet. Es gab einen Gast, der zahlen wollte, ich machte die Rechnung fertig. Wir hatten kein mobiles Gerät für die Kartenzahlung, also bat ich ihn zur Kasse gehen. Er sagte: "Wieso habt ihr sowas nicht, wir leben nicht in Afrika." Dabei kann man in vielen Ländern Afrikas direkt mit dem Handy bezahlen. Egal, ich bat dann einen Kollegen, ihn abzurechnen. Sobald der bei ihm war, war der Gast wieder freundlich. Mein Kollege meinte nur, er sei ein Idiot. Ich habe freundliche Kollegen.

Mehr als die Hälfte der Deutschen haben ein festes Bild von Geflüchteten: Wir wollen nur Geld, aber nicht arbeiten und zeugen Kinder, um Geld zu machen. Ich werde oft gefragt: Willst du wieder in deine Heimat gehen?

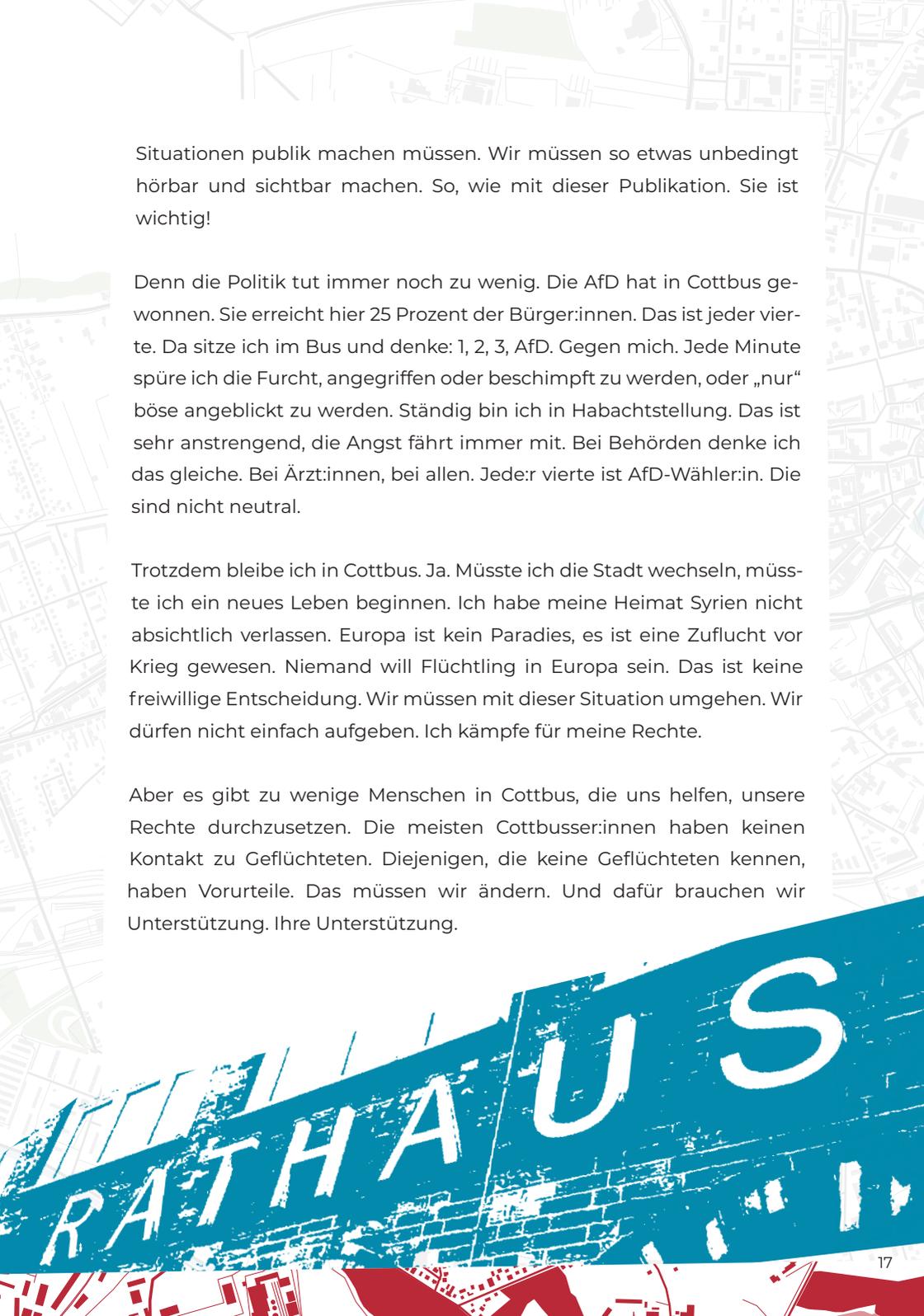
Ich lache dann und weiß nicht, was ich darauf antworten soll. Sie wollen, dass wir gehen. Das sagen sie aber nicht direkt. Das ist versteckter Rassismus. Meiner Erfahrung nach denkt die Mehrheit so.

Ich persönlich habe weder krasse Beleidigungen noch Angriffe erlebt, aber andere berichten mir häufig davon. Zum Beispiel hat eine Hausverwaltung einer Familie geschrieben, sie würden vorbeikommen. Ohne Angabe von Gründen. Als sie vor Ort waren, hieß es, die Nachbar:innen hätten sich über die Kinder beschwert. Wir haben einen Verein gegründet, der Geflüchteten in solchen Situationen hilft. Auch unser Kontakt zur Opferperspektive ist gut.

Geflüchtete erleben auch tätliche Angriffe, manche werden geschubst, beleidigt, geschlagen. Das ist Alltag. Manchmal geschieht dies auch Kindern. Ich erinnere mich an einen Vorfall, ein Kind wurde von Erwachsenen angegriffen, auf einer Treppe geschubst und dabei am Kopf verletzt. Die Polizei glaubte dem Kind nicht. Stattdessen erhielten die Eltern Post von der Hausverwaltung. Ihnen wurde gekündigt, man wolle nicht an Lügner vermieten. Die Familie zog aus, weil sie sich vor Gericht keine Chancen ausrechnete.

Ich fühle mich nicht sicher, wenn ich von diesen Geschichten höre. Ich frage mich, was ich tun soll, damit ich als gleichwertiger Mensch akzeptiert werde. Oft denke ich, ich muss Cottbus verlassen, eben wegen solcher Situationen. Aber da mir persönlich so etwas - noch - nicht passiert ist und ich Arbeit habe, möchte ich erstmal hierbleiben. Und eigentlich gewinnen die Nazis, wenn wir wegziehen. Ich meine, wir müssen weiterkämpfen. Aber nicht jeder hat die Kraft, das durchzustehen. Die Deutschen müssen uns verstehen. Wir sind Menschen. Wir haben ein Recht auf Leben und Gerechtigkeit.

Hier steht die Politik in der Pflicht, sie muss die Menschen hinter den Geschichten sehen. Das bedeutet aber auch, dass wir solche

A faint, light-colored map of Cottbus, Germany, serves as the background for the top half of the page. The map shows street layouts and building footprints in a minimalist, line-art style.

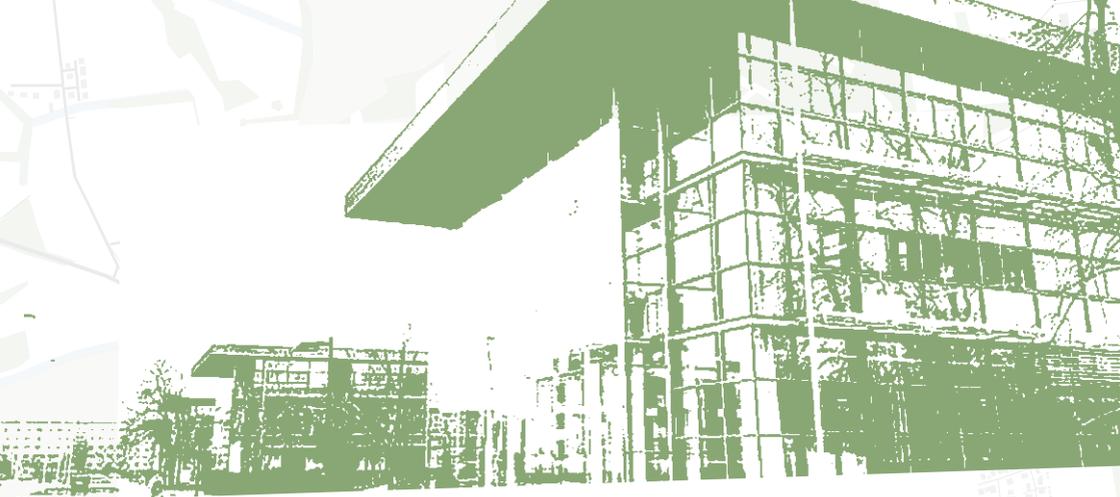
Situationen publik machen müssen. Wir müssen so etwas unbedingt hörbar und sichtbar machen. So, wie mit dieser Publikation. Sie ist wichtig!

Denn die Politik tut immer noch zu wenig. Die AfD hat in Cottbus gewonnen. Sie erreicht hier 25 Prozent der Bürger:innen. Das ist jeder vierte. Da sitze ich im Bus und denke: 1, 2, 3, AfD. Gegen mich. Jede Minute spüre ich die Furcht, angegriffen oder beschimpft zu werden, oder „nur“ böse angeblickt zu werden. Ständig bin ich in Habachtstellung. Das ist sehr anstrengend, die Angst fährt immer mit. Bei Behörden denke ich das gleiche. Bei Ärzt:innen, bei allen. Jeder vierte ist AfD-Wähler:in. Die sind nicht neutral.

Trotzdem bleibe ich in Cottbus. Ja. Müsste ich die Stadt wechseln, müsste ich ein neues Leben beginnen. Ich habe meine Heimat Syrien nicht absichtlich verlassen. Europa ist kein Paradies, es ist eine Zuflucht vor Krieg gewesen. Niemand will Flüchtling in Europa sein. Das ist keine freiwillige Entscheidung. Wir müssen mit dieser Situation umgehen. Wir dürfen nicht einfach aufgeben. Ich kämpfe für meine Rechte.

Aber es gibt zu wenige Menschen in Cottbus, die uns helfen, unsere Rechte durchzusetzen. Die meisten Cottbusser:innen haben keinen Kontakt zu Geflüchteten. Diejenigen, die keine Geflüchteten kennen, haben Vorurteile. Das müssen wir ändern. Und dafür brauchen wir Unterstützung. Ihre Unterstützung.





## DER TRAUM VON COTTBUS

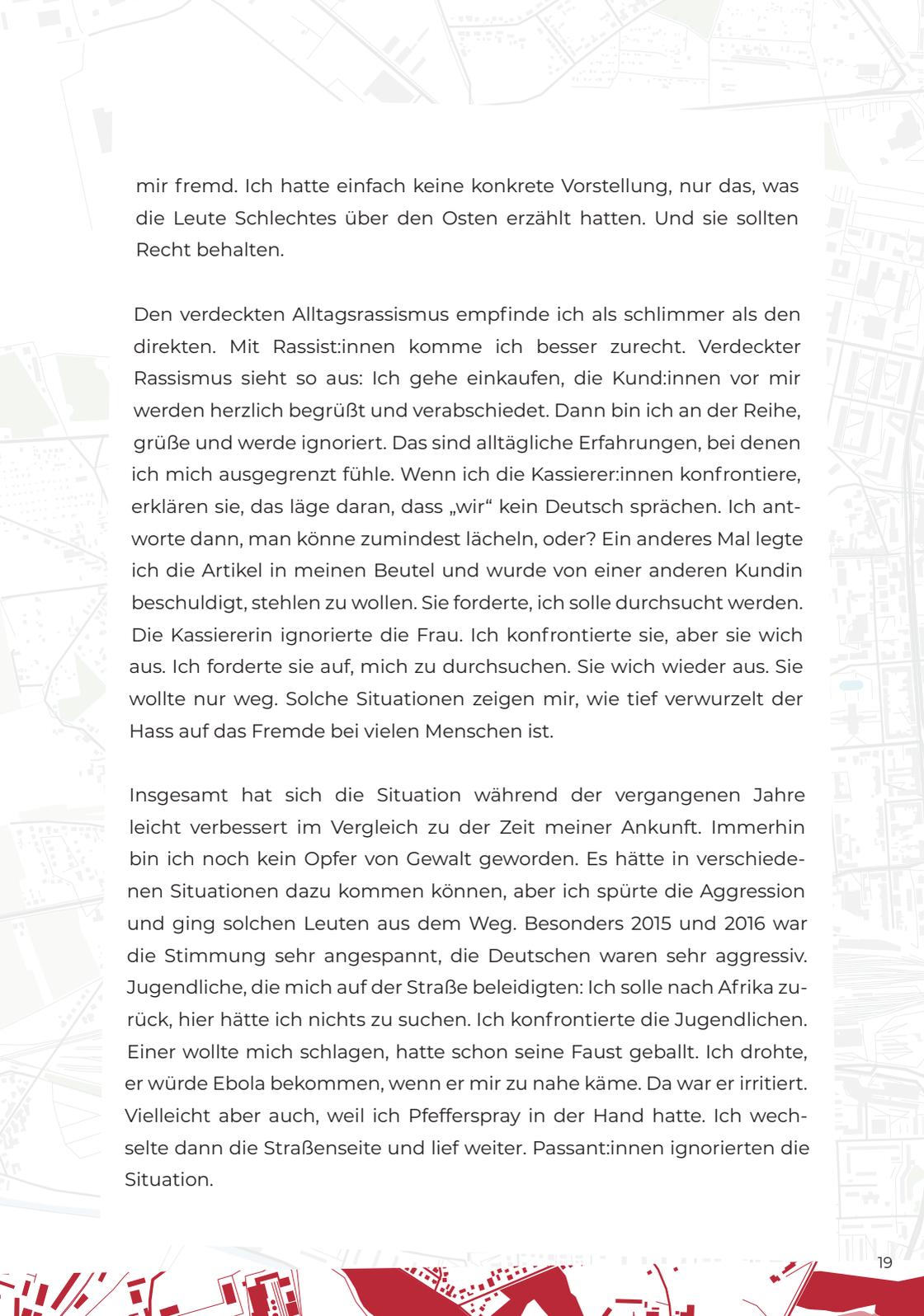
---

**Vor fünf Jahren war es in Cottbus fast so krass wie während der 90er Jahre. Trotzdem glaube ich daran, dass wir die Stimmung zum Besseren ändern können. Wir brauchen aber dringend die Unterstützung der Regierenden.**

---

Mein Traum war immer ein Studium im Ausland, ich wollte Englisch studieren. Während ich wartete, lernte ich am Goethe-Institut in Nairobi Deutsch. Eigentlich wollte ich in den USA studieren, aber das klappte wegen des Visums nicht. Als ich die Möglichkeit bekam, als Au-pair nach Deutschland zu gehen, nahm ich an. Das war 2007, damals war ich 24 Jahre alt. Erst lebte ich in Düren, aber es funktionierte nicht mit dem Au-pair. Eigentlich wollte ich nach Kenia zurück, aber dort war es unsicher und ich hatte kein Geld für das Ticket.

Die Lage in Kenia wurde immer unsicherer. Nach Cottbus kam ich dann, weil ich Asyl beantragte. Während ich in Westdeutschland lebte, hörte ich schon viel Negatives über Ostdeutschland. Als dann klar war, dass ich in den Osten sollte, hatte ich ein unklares Gefühl. Cottbus war



mir fremd. Ich hatte einfach keine konkrete Vorstellung, nur das, was die Leute Schlechtes über den Osten erzählt hatten. Und sie sollten Recht behalten.

Den verdeckten Alltagsrassismus empfinde ich als schlimmer als den direkten. Mit Rassist:innen komme ich besser zurecht. Verdeckter Rassismus sieht so aus: Ich gehe einkaufen, die Kund:innen vor mir werden herzlich begrüßt und verabschiedet. Dann bin ich an der Reihe, grüße und werde ignoriert. Das sind alltägliche Erfahrungen, bei denen ich mich ausgegrenzt fühle. Wenn ich die Kassierer:innen konfrontiere, erklären sie, das läge daran, dass „wir“ kein Deutsch sprächen. Ich antworte dann, man könne zumindest lächeln, oder? Ein anderes Mal legte ich die Artikel in meinen Beutel und wurde von einer anderen Kundin beschuldigt, stehlen zu wollen. Sie forderte, ich solle durchsucht werden. Die Kassiererin ignorierte die Frau. Ich konfrontierte sie, aber sie wich aus. Ich forderte sie auf, mich zu durchsuchen. Sie wich wieder aus. Sie wollte nur weg. Solche Situationen zeigen mir, wie tief verwurzelt der Hass auf das Fremde bei vielen Menschen ist.

Insgesamt hat sich die Situation während der vergangenen Jahre leicht verbessert im Vergleich zu der Zeit meiner Ankunft. Immerhin bin ich noch kein Opfer von Gewalt geworden. Es hätte in verschiedenen Situationen dazu kommen können, aber ich spürte die Aggression und ging solchen Leuten aus dem Weg. Besonders 2015 und 2016 war die Stimmung sehr angespannt, die Deutschen waren sehr aggressiv. Jugendliche, die mich auf der Straße beleidigten: Ich solle nach Afrika zurück, hier hätte ich nichts zu suchen. Ich konfrontierte die Jugendlichen. Einer wollte mich schlagen, hatte schon seine Faust geballt. Ich drohte, er würde Ebola bekommen, wenn er mir zu nahe käme. Da war er irritiert. Vielleicht aber auch, weil ich Pfefferspray in der Hand hatte. Ich wechselte dann die Straßenseite und lief weiter. Passant:innen ignorierten die Situation.



Damals hatte ich überlegt, die Stadt zu verlassen, weil es so krass war. Ich wurde jeden Tag beleidigt. An jeder Ecke ein Kommentar. Viele meiner Freund:innen sagten, die Stimmung war fast wie in den 90ern. Viele Menschen hier haben keine Zivilcourage. Ich bin da ganz anders, ich mische mich immer ein, wenn ich Unrecht sehe. Eine Situation, die die Mentalität in Cottbus widerspiegelt, erlebte ich während eines Erste-Hilfe-Kurses. Von 30 Teilnehmenden sagten nur zwei, sie würden direkte Hilfe leisten, wenn jemand vor ihnen auf der Straße umkippte. Die anderen würden nur den Krankenwagen rufen. Was mich schockierte, war ihre Erklärung: Die Person könne ja krank sein, sie sagten: "Ich will mir nichts einfangen". Aber diese Aussage machte mir klar, dass die Menschen hier keine Courage besitzen. So etwas finde ich total frustrierend.

Eine andere Situation, die ich ähnlich mehrfach erlebt habe: Eine Gruppe von Eritreern wurde Opfer von Nazis. Weil sie kein Deutsch sprachen, rief ich die Polizei. Die kam und begleitete die Eritreer nach Hause, Schutzbegleitung nennt man das. Ich meldete den Fall auch der Opferperspektive. Die Hooligans wurden später festgenommen. Was weiter geschah, weiß ich nicht. Offenbar war die Stadt an dem Tag voller Hooligans.

Mehrfach habe ich überlegt, wegen solcher Situationen aus Cottbus wegzuziehen. Seit 2016 ist die Stimmung zwar wieder etwas ruhiger. Gleichzeitig bin ich selbst immer resilienter geworden. Dass ich noch da bin, kommt sicher auch, weil ich viele sehr, sehr gute Menschen kenne in Cottbus, die immer für mich da sind.

Viele andere haben diese Unterstützung nicht. Ich erinnere mich an einen Kenianer, der in den 90er Jahren nach Cottbus gekommen war. Er starb 2015. Nachdem er rassistisch angegriffen worden war, hatte er Medikamente gegen seine Depression bekommen. Offenbar lösten die Mittel aber Halluzinationen bei ihm aus. Er dachte, es seien Nazis

in seiner Wohnung und sprang aus dem Fenster, brach sich dabei ein Bein. Kurz darauf verstarb er. Ich kann mir nicht erklären, warum. Die Umstände sind sehr merkwürdig. Ich versuche mich zu schützen, indem ich solche Erfahrungen nicht zu nahe an mich heranlasse. Aber sie sind da.

Die Zugezogenen brauchen mehr Chancen sich zu integrieren. Das „Cottbus Open“ zum Beispiel könnte häufiger stattfinden. Wir brauchen mehr von diesen ethnienübergreifenden Festen, bei denen das Fremde den weißen Menschen näher kommt.

Und wir müssen Vorurteile abbauen, die meiner Meinung nach in der DDR erlernt wurden. Beispielsweise dachten einige meiner Kolleg:innen, ich wüsste nicht, wie man eine Kamera bedient. Eine Kollegin nahm sie mir aus der Hand, weil ich Schwarz bin. Das ist eigentlich zum Lachen, wenn es nicht so traurig wäre.

Ich finde es wichtig, Menschen nicht vorzuverurteilen und den Mut zu haben, andere Menschen kennenzulernen. Niemand muss Angst haben vor denen, die anders aussehen als man selbst. Wir Migrant:innen können Aufklärung betreiben. Ich bin beispielsweise im Auftrag der Integrationsbeauftragten in die Schulen gegangen. Ich wünsche mir, dass auch der Bürgermeister der Stadt die Mittel findet, diese wichtige Arbeit zu unterstützen.





## IMMER NUR HÜHNCHEN

---

Mein Vorname ist der Spitzname des Enkels des Propheten Mohammed. Er bedeutet „der Auserwählte“. So fühle ich mich aber nicht sehr oft in Cottbus. Ständig fragen die Menschen: “Warum bist du gekommen?” Ich bin genervt davon. Niemand fragt mich: “Was machst du in Cottbus?” Davon möchte ich viel lieber erzählen.

---

Als ich im November 2010 nach Cottbus kam, musste ich meine Sprachkurse selbst finanzieren, weil ich nicht berechtigt war. Da hatte ich bereits zwei Jahre Asylverfahren hinter mir. Ich verstand sofort, dass ich ohne Sprache nichts erreichen kann. Also verkaufte ich meine Einkaufsgutscheine für Lebensmittel. Die waren 160 Euro wert. Oft erhielt ich aber nur 120 Euro. Das machte mich sauer, weil es die Ungleichheit förderte. Andere Menschen in meinem Alter, so dachte ich oft, dürfen Sprachkurse besuchen, Abi machen, sogar studieren. Ich muss mir einen Sprachkurs vom Munde absparen. Im wahrsten Sinne des Wortes. Lange Zeit habe ich mich ungesund ernährt, habe immer nur Hühnchen gegessen, weil das billiger ist als Gemüse. Hätte mein hier lebender Onkel mich nicht ab und an unterstützt, ich hätte es nicht geschafft.



Als ich endlich den Aufenthalt erhielt, wurde meine Situation schlimmer. Weil ich kein Schüler-Bafög beantragen durfte, sollte ich stattdessen zum Jobcenter. Ich aber wollte etwas tun und arbeitete für fünf Euro die Stunde in einem Altenheim. Ein Jahr lang hatte ich keine Versicherung, konnte keine Miete zahlen, das Internet wurde mir gekündigt. Ich opferte viel, um Abi machen zu können, die Sprache zu erlernen. Dann begann ich mich zu wehren. Ich fand heraus, dass es vielen anderen ebenso erging. Ich unterstützte eine Gruppe von Klagenden gegen rassistische Übergriffe, machte die Umstände unter denen wir leben, im Internet publik. Mein iranisches Abitur wurde natürlich immer noch nicht anerkannt. Also zweiter Bildungsweg. Die Hans-Böckler-Stiftung gab mir ein Stipendium, so machte ich meinen Bachelor in Sozialer Arbeit. Jetzt folgt der Master. Rückblickend war es eine harte Zeit. Zwischendurch wollte ich immer wieder aufgeben. Deutschland ist manchmal kein freundliches Land. Aber jetzt bin ich froh, denn ich habe mir selbst eine starke Basis erarbeitet.

In Cottbus bin ich in der Flüchtlingsarbeit aktiv, als Übersetzer, unter anderem bei der Cottbusser Initiative Flumico (Flucht und Migration Cottbus). Die gibt es seit den 1990er Jahren. Wir haben die Gutscheinitiative ins Leben gerufen. Wenn du sowas machst, wirst du von Nazis angegriffen. Physische Angriffe habe ich zwei Mal erlebt. Ein Mal während einer Nazidemo. Aber die gibt es heute nicht mehr. Auch, weil wir von „Cottbus nazifrei“ dazu beitragen. Demokratie gibt es eben nicht umsonst. Ein anderes Mal wurde ich an der Tür der Stadtverwaltung angegriffen. Da bekam ich Schläge ins Gesicht. Viele Menschen schauten zu, niemand schritt ein. Ich wurde nicht ernsthaft verletzt. Ich brachte den Angreifer zu Boden, schlug ihn aber nicht. Er rannte dann davon.

Es gab auch Angriffe von „normalen“ Cottbusser:innen. Einmal verfolgten mich drei Jugendliche. Ich rannte auf sie zu, sie flohen. Zum Glück. Denn heute weiß ich, dank meiner Arbeit mit der Opferperspektive, dass ich sehr viel Glück hatte. Nächstes Mal versuche ich, die Straßenseite zu wechseln.

Sowas passiert nicht jeden Tag, aber es passiert so häufig, dass ich mich frage, woher kommt all diese Wut? In der Straßenbahn werde ich geschubst, beleidigt, herablassend angeschaut. Das ist schlimm, das sticht. Aber schlimmer ist die Akzeptanz von Rechtsextremist:innen in der Gesellschaft. Ich glaube, die meisten normalen Menschen haben Angst, sich einzumischen. Niemals, in keiner Situation, hat mir je jemand geholfen. Nichts. Das muss man erst mal verkraften. Wenn ein Deutscher aggressiv wird, attackiert, Nazisprüche schreit, heißt es immer: „Der ist psychisch krank.“ Es heißt nie: „Brauchst du was? Soll ich die Polizei rufen? Soll ich Zeug:in sein?“ Das schockiert mich.

Einmal erlebte ich eine regelrechte Befriedigung. Ich war mit sechs Freund:innen bei einer Party. Zwei Männer beleidigten mich rassistisch. Wir baten den Barmann, sie rauszuschmeißen. Er hatte schließlich das Hausrecht. Er tat es nicht, er wollte nicht. Also gingen wir zu den beiden Männern und taten es selbst. Friedlich natürlich. Gewalt schadet nur. In meiner Heimat und hier. Dir selbst und dem anderen. Die beiden rauszuwerfen war ein gutes Gefühl, Recht zu bekommen, Gleichheit und Gerechtigkeit zu spüren.

Wenn ich körperlich angegriffen werde, weiß ich heute, eine Anzeige zu stellen ist wichtig. Auch wenn man denkt, dass die Polizei niemanden fassen wird, oder manche Polizist:innen selbst Rassist:innen sind. Es ist schon allein für die Statistik wichtig.

Wenn mich jemand beleidigt, spreche ich die Menschen an. Das wirkt, denn ihnen fehlen immer die Argumente. Das merken sie dann.

Anstrengend finde ich, wenn Deutsche mich nach Rassismus fragen. Die Deutschen müssen anfangen, selbst zu verstehen, was da passiert. Sie müssen sich ernsthaft dafür interessieren, nicht nur für den Moment, in dem sie mich fragen. Das muss nachhaltiger sein. Wir Migrant:innen brauchen die Unterstützung der Deutschen. Ich will mich nicht immerzu erklären müssen.

The background of the page is a light green map of a city, showing streets, buildings, and parks. A large white rectangular box is centered on the page, containing the text. The text is in a black, sans-serif font.

Anti-Rassismus wird in der deutschen Gesellschaft immer noch als Kampf gegen Rechtsextremismus oder als christliche Barmherzigkeit definiert. Und nicht als Thema der Ungleichheit. Das ist eine Debatte, die in die falsche Richtung geht. Rassismus macht die Menschen ungleich. Selbst in der SPD wird der Begriff so benutzt – als Kampfbegriff gegen Rechtsextremismus. Gleichzeitig machen sie viele Gesetze gegen Migrant:innen. Rassistische Gesetze, wie die Gutscheinregelungen. Das ist doppelzünftig.

Es geht ja nicht nur mir so. Freund:innen erzählen mir Geschichten, die ich aus eigener Erfahrung kenne, die wir alle kennen – Diskriminierung auf der Straße, auf dem Amt, auf dem Arbeitsmarkt - erst bekommt der:die Deutsche und der:die EU-Bürger:in den Job, dann diejenigen aus Drittstaaten mit besonderen Regeln und irgendwo, ganz am Ende, kommen wir Geflüchtete. Wir bekommen die Jobs, die keiner will. Wie soll ich mich da integrieren? Das geht doch nicht. Das ist doch wie in den 1960er und 1970er Jahren. Will Deutschland denselben Fehler wieder begehen? Ausländerghettos?! Arbeit ist doch eine Möglichkeit für Empowerment, für Integration, gerade in Deutschland. Sie verbieten uns, was sie von uns verlangen. Das ist absurd.

Oft beobachte ich, dass in Deutschland Hass auf Migrant:innen auf vielen Ebenen geschürt wird, gewollt oder ungewollt. Soziale und nationale Themen werden miteinander vermischt. Das ist gefährlich, führt zu Ressentiments und vielleicht sogar zu Gewalt gegen Schwarze Menschen. Ein besonders prominentes Beispiel sind die Vorurteile gegen Muslime. Mein Gefühl ist, die meisten Deutschen glauben, alle muslimischen Frauen seien unterdrückt und ihre Kinder schlagen sie natürlich auch. Aber das stimmt doch nicht, sie lieben ihre Kinder genau so wie die Deutschen die ihren.

Ihr müsst uns doch nicht erklären, wie man lebt, wie man einen Haushalt führt, wir kommen aus Kulturen, die teils viel älter sind als eure. Und ja,

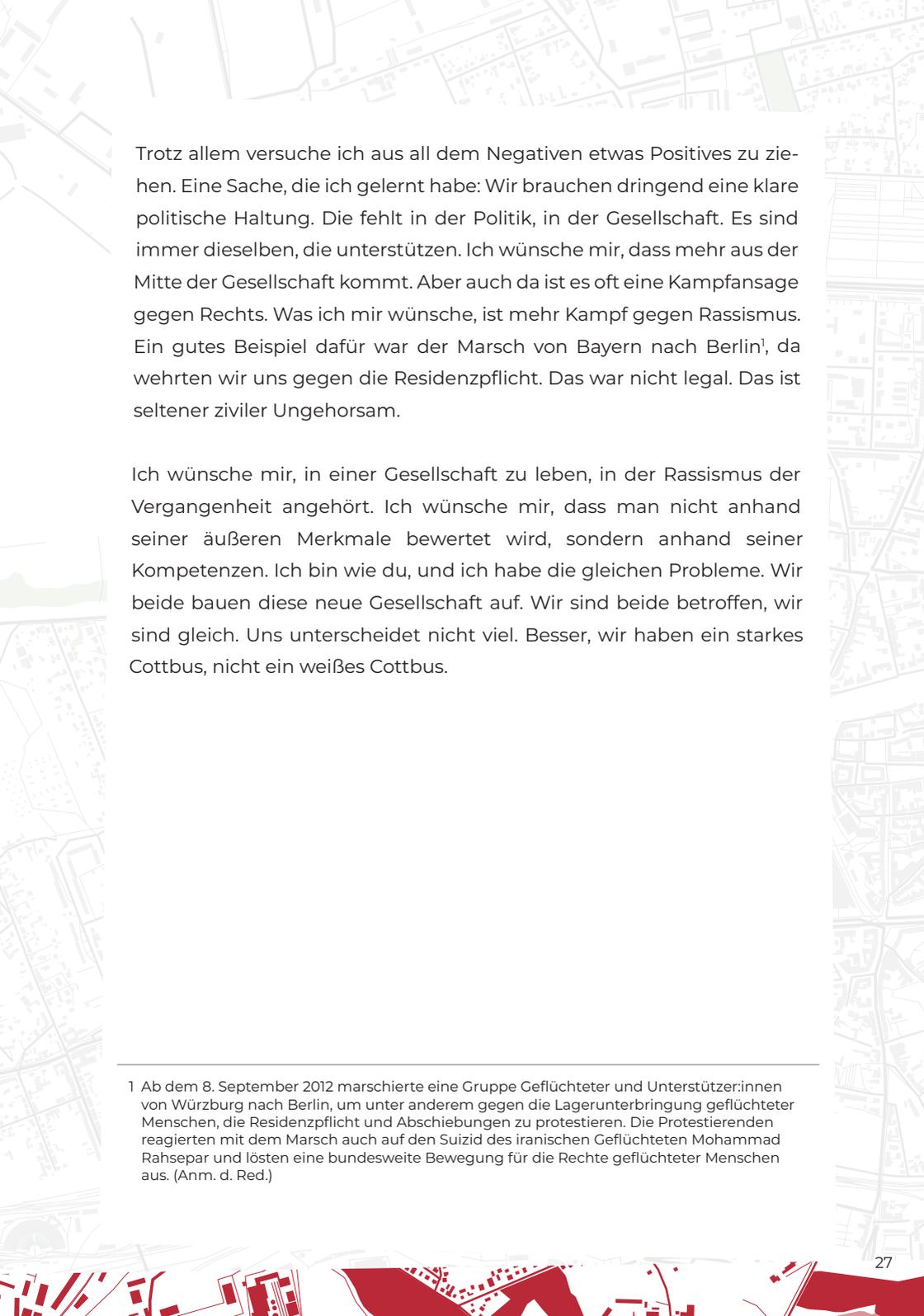
jetzt haben wir Krieg, Verfolgung, aber wir sind doch genau deswegen geflohen, weil wir das eben nicht wollen. Weil wir so leben wollen wie ihr! Frei und in Frieden.

Und dann erleben wir immer wieder diese Gewalt, die nicht aufgeklärt wird – Sylvester 2017/18 attackierten sechs deutsche Männer drei Geflüchtete. Diese retteten sich in ihre Flüchtlingsunterkunft, aber die Deutschen folgten ihnen, die Security reagierte nicht. Stattdessen schlugen die Deutschen dort weiter auf die Geflüchteten ein. Und obwohl es Videomaterial von der Attacke gibt, behauptet die Staatsanwaltschaft, da sei nichts gewesen. Warum?!

Wir kommen aus Staaten, die zerfallen sind, mit Bandenkriegen und Recht des Stärkeren. Von dort kennen wir das. Aber doch nicht von Deutschland. Das muss doch auch in eurem Interesse sein, dass Deutschland ein Rechtsstaat bleibt. Sonst ist der normale Deutsche irgendwann der nächste.

Manchmal fragen mich meine Freund:innen, ob ich Cottbus nicht lieber verlassen und in einer Großstadt wie Berlin oder Hamburg leben möchte. Anonym, geschützt. Denn die Auseinandersetzungen hier machen mich psychisch kaputt. Es gibt Bereiche, die mich besonders belasten. Als Vertrauensperson der Opferperspektive höre ich ständig Geschichten über rassistische Übergriffe. Ebenso geht es mir als Sozialarbeiter. Damals bekam ich jeden Tag Anrufe wegen des Überfalls in der Sylvesternacht. Von Mitstreiter:innen aus der linken Szene, von Medienvertreter:innen. Ich bekam Druck von verschiedenen Seiten. Ich hatte mich klar für die Seite der Opfer entschieden.

Der Druck wurde so groß, dass ich entschied, eine Therapie zu machen. Die hat mir die Möglichkeit gegeben, mich selbst zu reflektieren. So habe ich gelernt, wo meine Grenzen sind und wie ich sie wahren kann.



Trotz allem versuche ich aus all dem Negativen etwas Positives zu ziehen. Eine Sache, die ich gelernt habe: Wir brauchen dringend eine klare politische Haltung. Die fehlt in der Politik, in der Gesellschaft. Es sind immer dieselben, die unterstützen. Ich wünsche mir, dass mehr aus der Mitte der Gesellschaft kommt. Aber auch da ist es oft eine Kampfansage gegen Rechts. Was ich mir wünsche, ist mehr Kampf gegen Rassismus. Ein gutes Beispiel dafür war der Marsch von Bayern nach Berlin<sup>1</sup>, da wehrten wir uns gegen die Residenzpflicht. Das war nicht legal. Das ist seltener ziviler Ungehorsam.

Ich wünsche mir, in einer Gesellschaft zu leben, in der Rassismus der Vergangenheit angehört. Ich wünsche mir, dass man nicht anhand seiner äußeren Merkmale bewertet wird, sondern anhand seiner Kompetenzen. Ich bin wie du, und ich habe die gleichen Probleme. Wir beide bauen diese neue Gesellschaft auf. Wir sind beide betroffen, wir sind gleich. Uns unterscheidet nicht viel. Besser, wir haben ein starkes Cottbus, nicht ein weißes Cottbus.

---

<sup>1</sup> Ab dem 8. September 2012 marschierte eine Gruppe Geflüchteter und Unterstützer:innen von Würzburg nach Berlin, um unter anderem gegen die Lagerunterbringung geflüchteter Menschen, die Residenzpflicht und Abschiebungen zu protestieren. Die Protestierenden reagierten mit dem Marsch auch auf den Suizid des iranischen Geflüchteten Mohammad Rahsepar und lösten eine bundesweite Bewegung für die Rechte geflüchteter Menschen aus. (Anm. d. Red.)



## ICH WEHRE MICH – WEIL ICH ES KANN

---

**Im Ausland zu leben bedeutet, viele Opfer zu bringen. Niemand kommt ohne Not. Als mein Vater starb, konnte ich mich nicht mehr verabschieden. Ich kam zwei Stunden zu spät. Zwei Stunden. Nach sechs Jahren der Trennung.**

---

2006 kam ich als Au-pair nach Deutschland, erst lebte ich in Köln, dann in Bergisch-Gladbach. 2008 wurde die Lage in Zimbabwe politisch sehr schwierig. Also begann ich mein Studium, damit ich bleiben durfte. Meine Mutter wollte, dass ich im sicheren Deutschland bleibe. 2010 bin ich nach Cottbus gekommen, um mein Studium zu beginnen. Ich entschied mich für Cottbus, weil mein Deutsch noch nicht ausreichte und das Studium hier auf Englisch angeboten wurde. Dabei war ich nicht faul! 2009 und 2010 hatte ich in Clausthal-Zellerfeld Deutsch gelernt, das liegt in Niedersachsen. Die Menschen dort waren anders, ein paar waren freundlicher und dadurch, dass es eine kleine Unistadt ist, haben viele Menschen einen Migrationshintergrund. Es gibt dort Italiener:innen, Türk:innen. Die Atmosphäre war freundlicher.



Bevor ich nach Cottbus kam, war ich sechs Monate in Berlin. Ich kam eigentlich ohne Erwartungen. Ich hatte keine Au-Pair Familie mehr, lernte aber sehr schnell sehr viele freundliche Menschen während des Studiums kennen. Als Studentin habe ich in einer Bar und einem Restaurant gearbeitet. Bei zwei deutschen Familien verbringe ich bis heute Weihnachten. Sie laden mich jedes Jahr ein. Sie sind total süß, sie sammeln immer Kleidung für meine Freund:innen und Familie zu Hause. Die Menschen in Zimbabwe freuen sich über die gut erhaltene Kleidung. Einmal kamen fast 50 Kilo zusammen. Ich hatte schwer zu tragen.

2006 habe ich meinen Vater das letzte Mal lebend gesehen. 2012 war das schlimmste Jahr überhaupt. Ich flog zu meiner Familie und zwei Stunden bevor ich bei ihnen ankam, starb er. Wenigstens konnte ich in diesem Moment mit meiner Familie zusammen sein.

Als ich zurück nach Cottbus kam, das war der Horror. Ich wurde krank, blieb sechs Monate zu Hause, mein Studium war erledigt. Es traf mich physisch und psychisch. Dann aber raffte ich mich auf, sagte mir, es müsse weitergehen. Es ging weiter. Jetzt habe ich nur noch meine Mama in Zimbabwe und meinen Bruder in Südafrika.

Es gibt in Cottbus Menschen, die nicht verstehen, warum wir hier sind. Ich habe das so für mich entschieden, sie verstehen das einfach nicht. Es gibt einen Supermarkt, in dem ich einkaufen gehe. Dort gibt es eine Gruppe von Männern und Frauen, die jedes Mal, wenn ein:e Migrant:in vorbeigeht, Sprüche und Affenlaute machen. Das erste Mal habe ich nichts gesagt, aber dann konfrontierte ich sie: „Sehe ich aus wie ein Affe für dich?“

Da wollte es niemand gewesen sein. Sie hatten Angst, zuzugeben, wer es war und schwiegen.

Manchmal geschieht das, wenn sie im Auto vorbeifahren. Sie machen dann Affengeräusche und freuen sich, wenn man reagiert. Ich verstehe nicht, warum Menschen so denken, andere verletzen. Mittlerweile ignoriere ich sie. Es bleibt aber immer die Unsicherheit: Was, wenn doch mehr passiert?

Manchmal gehe ich nachts einkaufen, nach der Nachtschicht. Dann kommen Kommentare wie: „Schöne Kleidung haben, einkaufen gehen, aber nicht arbeiten wollen.“ Das macht mich richtig wütend, die kennen mich doch gar nicht. Alle Ausländer:innen werden in einen Topf geworfen.

Rassismus gibt es leider überall. Einmal wartete ich vor der Stadtverwaltung auf meinen Einlass und habe beobachtet, wie die Security einen migrantischen Mann vor mir sehr unhöflich behandelte. Dann kam ein weißer Mann dran und zu ihm waren sie sehr freundlich. Als ich dann an der Reihe war, waren sie wieder unfreundlich. Ich sagte zu ihnen: „Eigentlich sagt man doch guten Tag!“ Da haben sie ganz doof geguckt.

In der Drogerie gibt es eine Kassiererin, die alle Kund:innen freundlich grüßt, aber wenn ich an der Reihe bin, kommt nichts. Das ist zutiefst verletzend. Und es macht müde auf Dauer. Wenn es mir zu viel ist, sage ich etwas. Weil ich es kann. Wenn ich aber an all die anderen denke, die kein Deutsch können, die können nichts machen. Die kochen innerlich. Du musst dich immer beweisen. Als Ausländer:in musst du dich beweisen, um anerkannt zu werden.

Die meisten Deutschen sagen nichts zu rassistischer Diskriminierung. Auf der Straße hat noch nie jemand etwas zu meiner Verteidigung gesagt. Bei der Arbeit unterstützte mich mal jemand unter vier Augen, es täte der Person leid, wie ich behandelt wurde. Und fügte dann hinzu: „Aber bitte sag es niemandem, ich möchte nicht, dass das bekannt

wird. Weil wenn die anderen erfahren, dass wir befreundet sind, dann werde auch ich ausgestoßen.“

Jemanden anzeigen bringt meiner Meinung nach auch nichts. Ich habe einmal darüber nachgedacht, es dann aber gelassen. Obwohl ich Vertrauen zur Polizei habe.

Aber ich erlebte auch Rassismus durch Ausländer:innen, die mich wegen meiner Hautfarbe beleidigen. Einige meiner besten Freunde sind Syrer und die brachten mir etwas Arabisch bei. In der Tram wurde ich eines Tages durch eine Gruppe von arabischen Jungs auf Arabisch als „Sklavenschlampe“ bezeichnet. Ich erwiderte auf Arabisch: „Du sprichst von deiner Mutter?!“ Danach waren sie still.

Rassismus existiert eben überall. Und es sind Erfahrungen, die alle meine migrantischen Freund:innen kennen. Besonders die Situation im Supermarkt. Die Affengeräusche sind der Favorit in Cottbus. Bist du Schwarz, hörst du sie. Immer wieder. Das macht sehr müde.

Oft will ich etwas dazu sagen, zum Beispiel in der Situation am Fahrstuhl: Ich warte davor, drei Frauen kommen heraus und machen nur „Hmmpf...“ und du weißt, die meinen dich. Aber ich kann es nicht immer ansprechen, dann werde ich verbittert. Ich möchte viel lieber glücklich durchs Leben gehen, statt auf alle zu antworten. Ich glaube, mein Lachen zieht mehr Menschen an.

Ich habe viele deutsche Freund:innen. Aber viele Deutsche haben noch ein hierarchisches Denken verinnerlicht. Wenn sie mich auf einer Veranstaltung sehen mit wichtigen Leuten, dann haben sie plötzlich mehr Respekt. Die meisten Menschen, die sich so benehmen, sind die, die noch nie verreist waren, sie haben keinen großen Horizont.

Trotz allem, ich behalte meine Freiheit, ich gehe raus, konfrontiere Menschen notfalls, lebe mein Leben. Ich versuche normal weiterzuma-

chen. Aber um mit all dem Wahnsinn klarzukommen, meditiere ich jeden Tag.

Damit sich was verändert, müssen die politisch Verantwortlichen auch in Cottbus die migrantische Community stärker mit einbeziehen. Wir müssen sichtbar werden und die Politik muss ein klares Signal an Rassist:innen senden, dass sie auf unserer Seite steht. Die Botschaft muss lauten: Sie sind da und wir akzeptieren sie. Cottbus sagt immer, es sei bunt, aber man sieht es so selten. Wir brauchen mehr davon. Zum Beispiel kann auf dem Wochenmarkt mal ein Interview mit einer:m Migrant:in stattfinden!

i Auf Cottbuser Wochenmärkten haben Politiker:innen öfter Gelegenheit für Auftritte, darauf bezieht sich die interviewte Person hier. (Anm. d. Red.)





## DER BUSFAHRER, DER MIR MUT MACHTE

---

**Ich habe keine Angst vor körperlicher Auseinandersetzung, aber ich will lieber in Frieden leben. Deutschland genießt so einen guten Ruf in der Welt, ich wünsche mir mehr von den deutschen Tugenden: Unparteilichkeit, Ehrlichkeit, Gerechtigkeit.**

---

Mein Heimatland Tschetschenien musste ich aus politischen Gründen verlassen. Mein Ziel war Deutschland, weil ich mich hier sicherer fühle und bereits Bekannte und Verwandte von mir hier leben. Die einfachste Möglichkeit zur Flucht war, den Schengenraum über Polen zu betreten. Eineinhalb Monate lebte ich in Polen, bevor ich überkommen konnte. Als ich ankam, beantragte ich Asyl. Ich war zunächst in einem Flüchtlingslager in Schleswig-Holstein, in dem fast nur Syrer:innen waren, niemand sprach Russisch. Das war im Dezember 2015. Ich wurde dann nach Eisenhüttenstadt geschickt, denn dort, so die Begründung der Mitarbeiter:innen, würden die Asylanträge aus russischsprachigen Ländern bearbeitet. Dort blieb ich etwa drei Wochen. Seit Anfang 2016 lebe ich in Cottbus. Ich bin jetzt 36 Jahre alt. Es war eine lange Reise.



Mittlerweile habe ich neue Freund:innen und Bekannte gefunden. Ich habe auch einen Wellensittich, den habe ich für die Kinder gekauft. Der sitzt auf dem Fensterbrett und will nicht in den Käfig zurück. Er liebt die Freiheit.

Meine Erwartung an Cottbus war, dass ich schnell Arbeit finde, aber das geht hier alles nicht so schnell. Besonders schwer ist es, wenn man keine deutsche Ausbildung hat, dann geht fast nichts. In Tschetschenien war ich Arabischlehrer. Am Anfang habe ich in Deutschland als Sprachmittler für syrische Flüchtlinge gearbeitet. Ich übersetzte vom Arabischen ins Russische, und die Mitarbeiterin der Diakonie übersetzte vom Russischen ins Deutsche. Ich durfte lange keinen Deutschkurs besuchen. Mehrere Monate lang ging das so. Ich lernte also Deutsch an der BTU (Brandenburgische Technische Universität). Im Moment mache ich eine Ausbildung bei einem großen Unternehmen.

Ich habe Erfahrungen mit Rassismus gemacht, auch wenn ich kein Opfer bin. Damit meine ich, wenn jemand mir etwas Böses will, weiß ich mich zu wehren, falls reden nicht mehr hilft.

Als ich noch kein Deutsch verstand, gab es immer wieder Situationen, in denen ich offenbar beleidigt wurde, soweit verstand ich das noch. Einmal stand ich mit meinen Kindern an der Haltestelle, da kamen zwei Personen auf uns zu und sagten etwas wie "No Asyl" und "Fuck Asyl". Ich widersprach mit meinem gebrochenen Deutsch. Damit die Situation nicht eskalierte, nahm ich meine Kinder und wir liefen zu Fuß nach Hause, um nicht in derselben Bahn fahren zu müssen.

Aber die beiden folgten uns bis zu einem Ort, der menschenleer war. Ich war verunsichert, weil es niemanden sonst gab und ich nicht wusste, was sie wollten oder ob sie vielleicht bewaffnet waren. Ich hatte ja die Kinder dabei. Ich sagte ihnen, ich würde die Polizei rufen. Sie liefen dann weg.



Später sah ich die beiden wieder. Sie wohnten in der Nähe der Haltestelle und riefen mir und meiner Frau Schimpfwörter nach, sie warfen sogar Dinge aus dem Fenster. Wenn man kein Deutsch kann, ist es schwierig, weil man nicht antworten kann. In beiden Fällen waren keine anderen Passant:innen vor Ort.

Ein anderes Mal gab es eine Situation zu Weihnachten in Stadtmitte, ich war abends mit einem Freund unterwegs, wir besuchten den Weihnachtsmarkt. Dort trafen wir wieder auf die beiden Täter und deren Freund:innen. Mein Freund war schon einige Meter weiter gegangen, er bekam zunächst nicht mit, was geschah. Sie kamen auf mich zu und redeten auf mich ein. Ich verstand wieder nicht, was sie wollten. Dann begannen sie, mich anzugreifen, sie schlugen mich, ich wehrte mich. Also einer gegen vier Männer und ihre Freundinnen. Niemand half mir, Passant:innen beleidigten mich zusätzlich. Weitere Passant:innen kamen dazu und dann auch mein Bekannter. Er half mir. Die Täter:innen zogen sich zurück und wir uns auch. Am nächsten Tag sah ich wieder drei der Männer beim Einkaufen in der Nähe meines Hauses. Ich sprach die Security an, der aber wollte den Tätern helfen, ich solle meinen Namen aufschreiben, der Täter würde gegen mich Anzeige erstatten.

Ich wollte einfach, dass es sich aufklärt und aufhört. Ich erzählte alles meinen Sozialarbeiter:innen, die riefen dann die Polizei und wir machten eine Anzeige, ich zeigte auch meine Wunden. Die Personen seien der Polizei bekannt, hieß es, aber man könne sie nicht einfach festnehmen.

Es war hilfreich zur Polizei zu gehen. Aber eigentlich will ich keine Leute anzeigen, sondern nur, dass der Stress aufhört. Aus der Anzeige wurde ein Gerichtsverfahren und am Ende wurden die Täter verurteilt. Seitdem lassen sie mich in Ruhe. Das ist ein gutes Gefühl.

Es ist auch ein gutes Gefühl, jemanden zu haben, der mich darin unterstützt hat. Häufiger ist mir so etwas aber nicht passiert, und so etwas passiert nicht nur mir, ich habe Freund:innen, die ähnliches berichten.

Aber durch die Angriffe hatte ich Angst, meine Familie allein spazieren gehen zu lassen, oder alleine auf dem Spielplatz zu lassen. Denn auch da gibt es Menschen, die aggressiv auf uns reagieren. „Geh arbeiten!“, rufen sie dann. Viele denken, wir Ausländer:innen arbeiten nicht. Immerhin kann ich jetzt auf Deutsch antworten. Oft lassen sie mich dann in Ruhe. Wenn jemand kein Deutsch kann, sind die Täter:innen aggressiver.

Insgesamt bin ich immer vorsichtig, es gibt immer die potenzielle Gefahr. Es gibt immer Leute, die glauben, sie kämen mit ihren Straftaten davon. Ich bin immer wachsam. Nachts, allein, draußen. Immer.

Es gibt aber auch gute Erlebnisse im Schlechten. Einmal war ich nachts mit meiner Familie unterwegs. Mit Fahrrad und Kinderwagen. Wir wollten Bus fahren, ich kaufte vorne die Tickets, meine Frau stieg in der Mitte mit dem Kinderwagen ein. Dort stand ein Mann, der sie nicht hineinließ und beleidigte. Der Busfahrer schmiss den Mann aus dem Bus. Das war eine sehr befriedigende Erfahrung. Die meisten Beleidigungen geschehen muslimischen Frauen, auch wegen des Kopftuchs.

Ich glaube, es wäre sinnvoll, wenn die Neuankömmlinge schnell Deutsch lernen dürften. Einfach, damit wir uns verständigen können. Und auch wehren können. Das andere ist, dass wir schnell Arbeit finden, uns integrieren können. Viele Flüchtlinge sitzen allein in Heimen ohne Kontakte zu Deutschen. So kann es keine Integration geben.

Meine Botschaft an die Cottbusser:innen ist: Die meisten von euch sind gut. Aber viele sind echt böse, hassen uns. Ich wünsche mir von den Guten, dass sie uns häufiger helfen, Zivilcourage zeigen, wenn es nötig ist. Wie zum Beispiel der Busfahrer, das hat mir sehr viel Mut gemacht. Danke, lieber Busfahrer!



## COTTBUS LEHRTE MICH DAS IGNORIEREN

---

**In Nordrhein-Westfalen sind die Menschen viel offener als in Cottbus, vermutlich weil sie mit Ausländer:innen auch mal gesprochen haben, statt sie nur zu beleidigen. Trotzdem will ich einen Test machen, um zu sehen, ob sie mich umarmen würden.**

---

Ich habe fünf Jahre in Nordrhein-Westfalen, in Kleve, gelebt. Dort habe ich meinen Bachelor in Sustainable Agriculture gemacht, also gelernt, wie man nachhaltig Fischzucht betreibt oder Vertical Farming, Gemüsezucht an Häuserwänden, macht. Mein Traum ist, in einem dieser Bereiche zu arbeiten. Ich verließ Kleve, weil ich einen Master auf Englisch machen wollte. Da ich in meinem Bereich nur etwas in Cottbus fand, kam ich hierher. Ich erinnere mich, dass meine Freund:innen mich fragten, warum ich nach Ostdeutschland wollte, dort sei es ganz anders. Mehr wusste ich nicht, als ich herkam.

Mein erster Eindruck war auch noch einigermaßen okay, aber es fing sehr schnell an, dass ich mich schlecht fühlte, weil die Einheimischen nie "Hallo" zurück sagten oder auch nur lächelten. Sie antworten oft nicht einmal. Ich bin dann nicht wütend, aber ich kann einfach nicht nachvollziehen, warum man

ein „Hallo!“ oder „Guten Morgen!“ nicht beantwortet. Wenn man in NRW „Guten Morgen!“ zum Busfahrer sagt, lächelt er dich an. Das gleiche im Supermarkt. Cottbus ist ganz anders.

Die ersten sechs Monate waren schrecklich und ich regte mich jedes Mal auf. Mittlerweile habe ich aufgehört, mich darüber aufzuregen. Aber ich grüße immer noch, auch wenn fast niemand reagiert. Es fühlt sich einfach gut an, wenn jemand reagiert. Es gibt diesen einen Busfahrer, der immer, einfach immer, böse schaut. Ich stelle mir vor, dass er denkt: „Was für ein guter Morgen?! Setz dich einfach nur hin.“ Manchmal denke ich, er braucht etwas Zuneigung.

Letztes Jahr war ich so schwer krank, dass ich in die Notaufnahme musste. Die Schwestern in der Aufnahme waren schon sehr unfreundlich. Man kann einen schlechten Tag haben, aber man muss nicht unhöflich sein. Ich musste von morgens 10 Uhr bis abends um 20 Uhr warten. Ich hatte so große Schmerzen, dass ich weinte und schrie. Meiner Bitte, mir ein Schmerzmittel zu geben, wurde stundenlang nicht entsprochen. Dann kam eine Ärztin und fragte meine Daten ab. Blut wurde abgenommen. Endlich erhielt ich Schmerzmittel. Es gab dort nichts offen rassistisches, aber der Umgang mit mir war sehr unfreundlich.

Die Ärztin kam am nächsten Morgen wieder. Ich fragte auf deutsch, ob sie etwas Englisch spricht, damit wir uns besser verständigen könnten. Ihre Antwort war: „Ja, ich spreche Deutsch, Englisch, Polnisch und noch eine andere Sprache. Aber da wir in Deutschland sind, müssen Sie Deutsch sprechen.“ Ich war schockiert von diesem Verhalten einer Ärztin gegenüber einer Patientin aus der Notaufnahme. Ich hatte seit 26 Stunden durchgängig Schmerzen. Später musste ich sechs Tage auf der Intensivstation verbringen. Ich schrieb meiner Universität und fragte, ob eine Person ohne Kenntnisse einer bestimmten Sprache keine Behandlung erhält und nicht erfährt, was mit ihr geschehen soll. Leider habe ich von der Universität nie eine richtige Antwort erhalten. Also verzichtete ich darauf, den Beschwerdebrief an die Krankenhausleitung zu veröffentlichen. Ich ging davon aus, dass ohnehin nichts passieren würde.

Mittlerweile arbeite ich als Kassiererin in einem Supermarkt. In meiner ersten Woche fragte eine Frau nach Zigaretten. Ich fand sie nicht sofort, daraufhin sagte sie zu mir: „Scheiß Ausländer!“ Ich fragte: „Was haben Sie gesagt?“ „Nichts.“ So etwas geschieht ständig.

Ich sprach daraufhin meinen Schichtleiter an. Er antwortete mir einfach nicht. Ich fühlte mich allein und verlassen. Später konfrontierte ich ihn. Ich sagte ihm: „Eine Kundin sagte ‘Scheiß Ausländer’ zu mir.“ Eine Kollegin stand daneben und lachte, mein Schichtleiter sagte wieder nichts.

Wenn ich zur Arbeit komme und gehe sage ich „Hallo!“ und „Tschüss!“. Niemand reagiert. Als ich mal aufhörte zu grüßen, wurde ich von meiner Chefin verwarnt. Ich erklärte die Situation. Sie wollte Namen. Daraufhin begannen meine Kolleg:innen mich zu grüßen. Immerhin geschah etwas. Etwas ist besser als nichts.

Aber das Gefühl nicht dazuzugehören, ausgeschlossen zu werden, das bleibt. Also mache ich meinen Job so, dass ich hingehe, arbeite und wieder nach Hause gehe. Sonst gibt es null Kontakt, keine Scherze, keine gemeinsame Kaffeepause, keine Kontakte außerhalb der Arbeit. Das ist doch nicht normal. Wenn ich mein Studium beendet habe und es mir aussuchen kann, gehe ich zurück nach NRW. Ich werde Cottbus und Ostdeutschland auf jeden Fall den Rücken kehren.

Cottbus lehrte mich das Ignorieren. Früher habe ich um alles gekämpft. Heute ignoriere ich. Es fühlt sich nicht angenehm an. Ich glaube, dass die Bürger:innen von Cottbus nur selten in Kontakt mit Ausländer:innen kommen. Anders als die Menschen in NRW. Wir brauchen mehr Kontakt in dieser Stadt. Meine Freund:innen und Bekannte sagen, dass die Menschen in Cottbus alt und zurückgeblieben sind.

Wenn Corona vorbei ist, mache ich mit einer deutschen Freundin eine “Umarm mich!”-Kampagne. Fremde Menschen umarmen und dann sehen, wer mehr Umarmungen bekommt. Die Deutsche oder die Ausländerin. Ich fürchte, ich weiß, wie es ausgehen wird, aber warum sollten wir es nicht versuchen?



## SICHERHEIT IST DAS WICHTIGSTE IM LEBEN

---

Als ich nach Deutschland kam, war mir eines sofort klar: Ich muss so schnell wie möglich die Sprache lernen und dann arbeiten. Das zusammen bringt Sicherheit. Und Sicherheit ist das Wichtigste im Leben. Aber die ist in Cottbus wegen des Rassismus manchmal schwer zu finden.

---

Bevor ich nach Deutschland kam, hatte ich kein normales Leben. Das war mein Traum - ein normales Leben anzufangen. Ein normales Leben in Sicherheit. Sicherheit ist am wichtigsten im Leben. Ohne Sicherheit kann man nicht in Ruhe leben oder arbeiten, man hat immer Angst.

Ich lebte in Afghanistan, wöchentlich gab es Selbstmordattentate, Krieg zwischen Taliban und der Regierung, selbst in der Hauptstadt. Meine Familie und ich hatten große Angst, wir kamen nie zur Ruhe, konnten nicht denken, nicht arbeiten, nicht mal einkaufen. Ich hatte immer Angst. Das ist kein Leben. Vor so etwas musst du fliehen. Sonst lebst du nicht.



In Afghanistan habe ich für mehrere Internationale Organisationen gearbeitet, immer gegen die Taliban. Die Taliban haben mich bedroht, so wie auch viele andere, die mit Internationalen kooperiert haben. Viele von ihnen wurden getötet. Zwei meiner Kollegen haben sie erschossen. Einer war Arzt, der andere Ambulanzfahrer. Das war für mich eine Katastrophe. Danach war ich für einige Monate sehr krank. Ich war nicht wirklich da. Ich bin oft umgezogen in Afghanistan. Meine Familie und ich wurden immer wieder bedroht. Egal wo. Auch als Student an der US-amerikanischen Universität wurde ich bedroht. Dort gab es mehrfach Selbstmordattentate.

Als ich hier ankam, dachte ich, ich sei sicher, Europa sei sicher, ohne Explosionen und Bedrohungen. Und dann kam mein erstes Sylvester. Das war erschreckend. Als das Feuerwerk anfang, dachte ich, die Taliban sind da. Ich hatte eine Panikattacke. Damals lebte ich im Flüchtlingsheim mit fünf anderen Männern in einem Zimmer. Niemand sagte mir, dass es Feuerwerk geben würde. Ich wusste einfach nicht, was Sylvester hier ist. Es war dunkel und es kam sehr überraschend. Ich dachte, die Taliban sind da. Ich bin weggetreten und als ich wieder zu mir kam, sah ich, dass meine Mitbewohner zusammensaßen und lachten. Danach erklärten sie es mir.

Nach Sylvester begannen die Beschimpfungen und Beleidigungen. Einmal war ich in Senftenberg und jemand schrie aus dem Auto: „Scheiß Ausländer!“ und fuchtelte mit den Händen. Oder in Cottbus, wenn ich zu Veranstaltungen will, ist die Security oft rassistisch. Wenn sie unsere Flüchtlingsausweise sehen, lassen sie uns nicht rein: „Sie dürfen nicht hinein. Gehen Sie zur Seite, damit andere hineinkönnen.“ So etwas passiert sehr oft, bei Veranstaltungen, in Discos, ständig. Dabei verstößt das gegen den Gleichbehandlungsgrundsatz.

An einem Abend wurde ich von einem Mann vor einer Disco attackiert. Er kam auf mich zu, beleidigte mich rassistisch und schlug dann zu. Einfach so. Es ging alles ganz schnell. Ich ging zu Boden, war weggetreten. Als ich wieder zu mir kam, war ich in einem Krankenwagen. Die Polizei zeigte mir erst



nach über einem Jahr Fotos der Tatverdächtigen. Auch Zeug:innen wurden später noch befragt. Aber niemand wusste mehr genau, wie der Täter aussah.

Ich habe einen ganzen Ordner für diese Geschichten, einen ganzen, dicken Ordner. Darauf steht „Übergriffe“. Am 07. April 2018 war dieser Angriff. Den Tag werde ich nicht vergessen. Der Mann wurde lange nicht ermittelt. Dann, eines Tages, sehe ich ihn der in der Stadt. Er stand plötzlich vor mir. Ich rief sofort die Polizei an, aber die Person hat bemerkt, dass ich ihm folgte. Er konnte fliehen. Die Polizei ist einfach nicht ans Telefon gegangen. Einige Zeit später sah ich ihn wieder. Diesmal kam die Polizei nach 20 Minuten und befragte ihn, dann hat sie mich eingeladen, noch später die Zeug:innen.

Das war eine sehr hoffnungsvolle Situation für mich, ich wollte, dass er bestraft wird. Er schlug mich bewusstlos. Ohne Grund. Dann kam die Enttäuschung - der Verdächtige wurde nicht angeklagt. Die Staatsanwaltschaft argumentierte, der Verdächtige könne nicht der Gesuchte sein, da ein Zeuge ihn drei Zentimeter größer eingeschätzt hatte als er tatsächlich ist. Das ist doch Rassismus.

Ich sehe ihn immer wieder in Cottbus. Ich bin dann wütend und weiche ihm aus. Ich fühle mich vom Staat verlassen, ungerecht behandelt. Ich möchte auch nicht mit ihm sprechen. Nur habe ich keine Angst mehr, dass er mich schlägt. Denn heute würde ich zurückschlagen. Damals habe ich nichts getan, weil ich gehört hatte, dass geflüchtete Menschen abgeschoben würden, wenn sie Deutsche schlagen. Heute weiß ich es besser, das wäre Selbstverteidigung.

Rückblickend hätte ich mir mehr Unterstützung von den Zeug:innen gewünscht. Es waren mehr als 20 Personen anwesend in der Tatnacht. Nur einer hat versucht, ihn abzuhalten. Und nur drei waren bereit, als Zeug:innen auszusagen. Das ist enttäuschend.



Am meisten aber bin ich vom Staat enttäuscht. Wäre die Situation umgekehrt gewesen und ich wäre als Deutscher angegriffen worden, da bin ich mir ganz sicher, wäre der Fall binnen einer Woche aufgeklärt gewesen. Und es hätte eine große Schlagzeile gegeben: „Flüchtling schlägt Deutschen!“ Aber so hieß es: „Auseinandersetzung zwischen Deutschem und Flüchtling.“ Und das auch erst, nachdem ich viel Druck bei den Medien gemacht habe. Es war ja nicht einmal eine Auseinandersetzung, es war ein Angriff.

Mit dieser Situation bin ich nicht allein. Ständig erzählen mir andere Geflüchtete ähnliche Geschichten. Oft sind sie identisch mit meinen Erfahrungen. Ich kenne andere, die auch geschlagen wurden. Beleidigungen auf der Straße sind Teil des normalen Lebens in Cottbus. Jeder hat eine Geschichte.

Seit dem Angriff gehe ich nicht mehr so viel raus, ich bin irgendwie nicht mehr so lebensfroh wie früher. Damals suchte ich soziale Kontakte. Heute spreche ich nicht mehr mit Fremden. Auch, weil die Kultur hier ist so, dass viele nicht mit Fremden sprechen.

Als ich in Dortmund lebte, war es normal, dass man den Menschen auf der Straße „Hallo“ sagte. Oder im Bus oder der Straßenbahn. Viele Cottbusser:innen verhalten sich mir gegenüber anders als untereinander. Sie merken sehr schnell, dass wir Ausländer:innen sind. Andere Haare, Bart, Hautfarbe, andere Reaktion.

Aber es gibt auch Menschen in Cottbus, die offen sind und helfen. Die mich ansprechen oder anlächeln. Sie wollen helfen und verhalten sich freundlich. Aber das sind wenige. Sie können mir keine Hoffnung geben, weil sie einfach zu wenige sind. Ich möchte aus Cottbus wegziehen, weil ich hier nicht glücklich werde. Ich passe hier nicht rein. Seit 2015 versuche ich mich anzupassen, aber es funktioniert einfach nicht. Obwohl ich Freund:innen habe. Gute Freund:innen. Aber im Supermarkt, auf der Straße, dort sind die Probleme.

Zu viele Menschen sind einfach rassistisch. Ich würde sagen, jeder Dritte verhält sich mir gegenüber rassistisch.

Wenn ich woanders bin, in Berlin oder Hamburg, oder als ich vor zwei Wochen in einem Ökodorf war, dann immer merke ich, dass es auch in Deutschland freundliche Menschen gibt. Die Menschen in Cottbus sind unfreundlicher als in anderen deutschen Städten.

Die Regierung in Cottbus sollte direkt mit den Geflüchteten sprechen, zuhören, was ihre Bedürfnisse sind, damit sie sich aus erster Hand informieren kann. Stattdessen werden wir in den Medien schlecht dargestellt. Wir werden als Verbrecher:innen oder Kriminelle, als Faule oder Dieb:innen beschrieben und es heißt, wir wollen uns nicht integrieren. Aber alle meine Freund:innen arbeiten oder sind in Ausbildung. Einige können nicht arbeiten gehen, weil sie nicht dürfen. Es ist ein Dilemma: Wenn wir nicht arbeiten, gelten wir als faul. Wenn wir arbeiten, nehmen wir den Deutschen die Arbeitsplätze weg.

Ich wünsche mir, dass das aufhört. Ich wünsche mir eine offene Gesellschaft mit Freundlichkeit und Akzeptanz. Ein friedliches und gleichberechtigtes Zusammenleben.





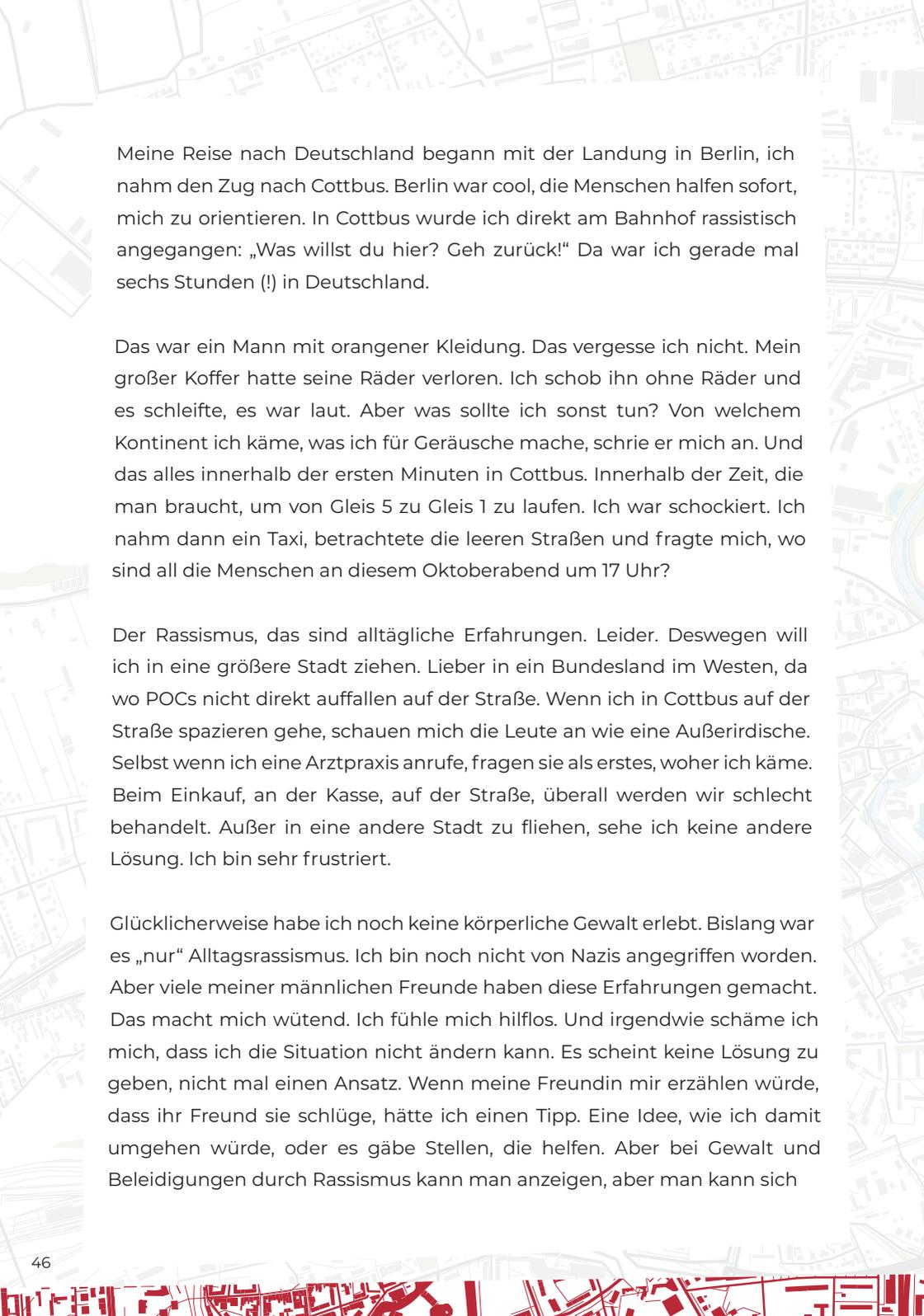
## „DIE WÜRDE DES MENSCHEN IST UNANTASTBAR.“

---

Als klar war, dass ich nach Cottbus gehen würde, ging plötzlich alles ganz schnell. Ich lebte damals in einem anderen Land, in einer Metropole. Nach zwei Wochen hatte ich das Visum, was sehr schnell ist. Dann recherchierte ich online, wie Cottbus überhaupt aussieht, denn ab nächster Woche würde ich in dieser Stadt leben. Kaum angekommen, zeigte sich Cottbus von seiner hässlichsten Seite. Rassismus schlug mir brutal entgegen. Dabei fand ich Cottbus noch so süß, während ich es googelte, die Stadthalle, die Pyramiden, ja, klein und fein.

---

Seit Oktober 2015 lebe ich nun in Deutschland, in Cottbus. Ich kam als Studentin nach Deutschland um meinen Master in Architektur zu machen. Ich entschied mich aber dann für ein anderes Fach. 2020 schloss ich erfolgreich ab. Der Grund für den Wechsel waren die rassistischen Erfahrungen, die ich machte. Seit ich in Cottbus lebe, ist Rassismus fester Bestandteil meines Lebens. Ich möchte Cottbus verlassen.

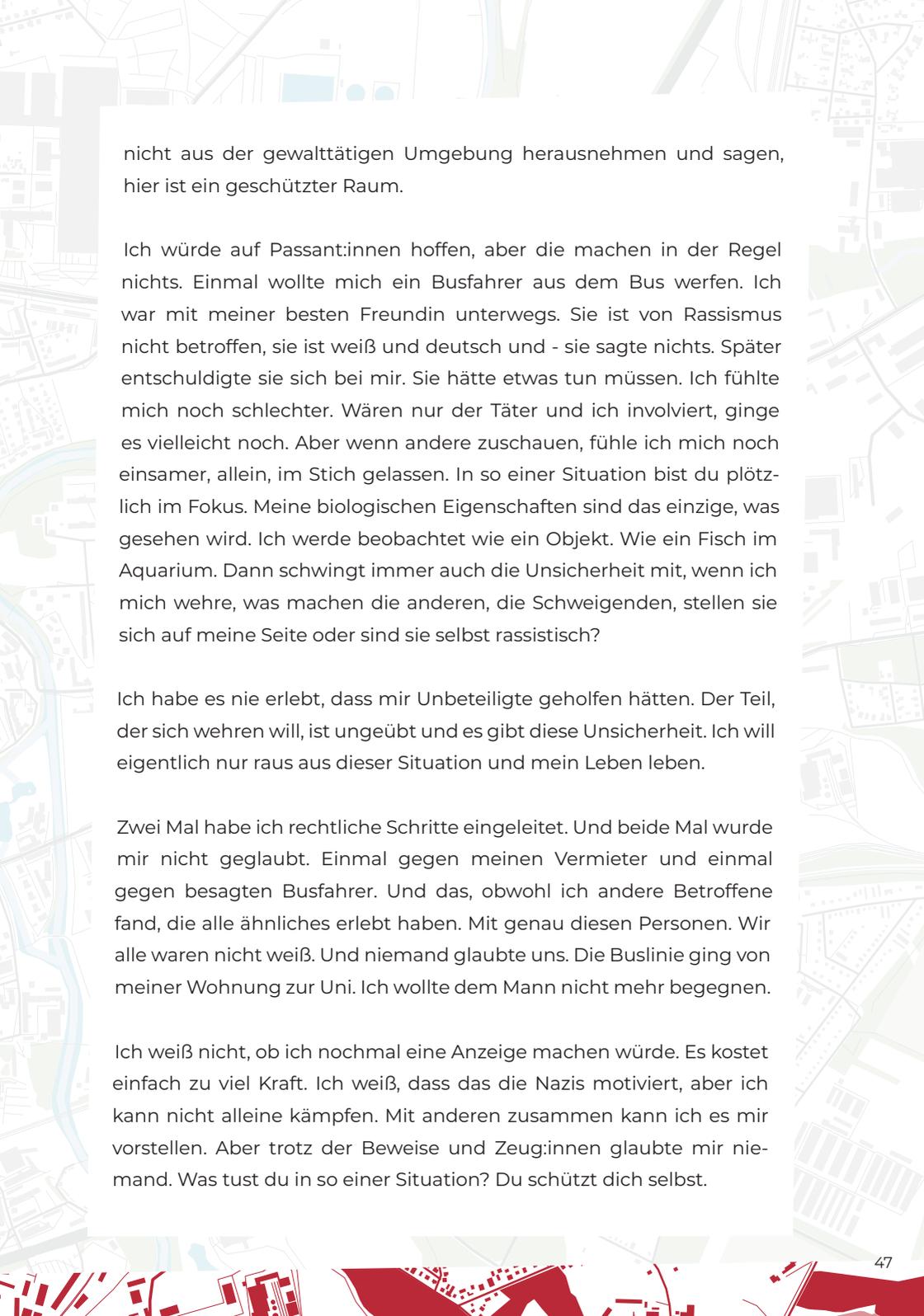


Meine Reise nach Deutschland begann mit der Landung in Berlin, ich nahm den Zug nach Cottbus. Berlin war cool, die Menschen halfen sofort, mich zu orientieren. In Cottbus wurde ich direkt am Bahnhof rassistisch angegangen: „Was willst du hier? Geh zurück!“ Da war ich gerade mal sechs Stunden (!) in Deutschland.

Das war ein Mann mit orangener Kleidung. Das vergesse ich nicht. Mein großer Koffer hatte seine Räder verloren. Ich schob ihn ohne Räder und es schleifte, es war laut. Aber was sollte ich sonst tun? Von welchem Kontinent ich käme, was ich für Geräusche mache, schrie er mich an. Und das alles innerhalb der ersten Minuten in Cottbus. Innerhalb der Zeit, die man braucht, um von Gleis 5 zu Gleis 1 zu laufen. Ich war schockiert. Ich nahm dann ein Taxi, betrachtete die leeren Straßen und fragte mich, wo sind all die Menschen an diesem Oktoberabend um 17 Uhr?

Der Rassismus, das sind alltägliche Erfahrungen. Leider. Deswegen will ich in eine größere Stadt ziehen. Lieber in ein Bundesland im Westen, da wo POCs nicht direkt auffallen auf der Straße. Wenn ich in Cottbus auf der Straße spazieren gehe, schauen mich die Leute an wie eine Außerirdische. Selbst wenn ich eine Arztpraxis anrufe, fragen sie als erstes, woher ich käme. Beim Einkauf, an der Kasse, auf der Straße, überall werden wir schlecht behandelt. Außer in eine andere Stadt zu fliehen, sehe ich keine andere Lösung. Ich bin sehr frustriert.

Glücklicherweise habe ich noch keine körperliche Gewalt erlebt. Bislang war es „nur“ Alltagsrassismus. Ich bin noch nicht von Nazis angegriffen worden. Aber viele meiner männlichen Freunde haben diese Erfahrungen gemacht. Das macht mich wütend. Ich fühle mich hilflos. Und irgendwie schäme ich mich, dass ich die Situation nicht ändern kann. Es scheint keine Lösung zu geben, nicht mal einen Ansatz. Wenn meine Freundin mir erzählen würde, dass ihr Freund sie schläge, hätte ich einen Tipp. Eine Idee, wie ich damit umgehen würde, oder es gäbe Stellen, die helfen. Aber bei Gewalt und Beleidigungen durch Rassismus kann man anzeigen, aber man kann sich



nicht aus der gewalttätigen Umgebung herausnehmen und sagen, hier ist ein geschützter Raum.

Ich würde auf Passant:innen hoffen, aber die machen in der Regel nichts. Einmal wollte mich ein Busfahrer aus dem Bus werfen. Ich war mit meiner besten Freundin unterwegs. Sie ist von Rassismus nicht betroffen, sie ist weiß und deutsch und - sie sagte nichts. Später entschuldigte sie sich bei mir. Sie hätte etwas tun müssen. Ich fühlte mich noch schlechter. Wären nur der Täter und ich involviert, ginge es vielleicht noch. Aber wenn andere zuschauen, fühle ich mich noch einsamer, allein, im Stich gelassen. In so einer Situation bist du plötzlich im Fokus. Meine biologischen Eigenschaften sind das einzige, was gesehen wird. Ich werde beobachtet wie ein Objekt. Wie ein Fisch im Aquarium. Dann schwingt immer auch die Unsicherheit mit, wenn ich mich wehre, was machen die anderen, die Schweigenden, stellen sie sich auf meine Seite oder sind sie selbst rassistisch?

Ich habe es nie erlebt, dass mir Unbeteiligte geholfen hätten. Der Teil, der sich wehren will, ist ungeübt und es gibt diese Unsicherheit. Ich will eigentlich nur raus aus dieser Situation und mein Leben leben.

Zwei Mal habe ich rechtliche Schritte eingeleitet. Und beide Mal wurde mir nicht geglaubt. Einmal gegen meinen Vermieter und einmal gegen besagten Busfahrer. Und das, obwohl ich andere Betroffene fand, die alle ähnliches erlebt haben. Mit genau diesen Personen. Wir alle waren nicht weiß. Und niemand glaubte uns. Die Buslinie ging von meiner Wohnung zur Uni. Ich wollte dem Mann nicht mehr begegnen.

Ich weiß nicht, ob ich nochmal eine Anzeige machen würde. Es kostet einfach zu viel Kraft. Ich weiß, dass das die Nazis motiviert, aber ich kann nicht alleine kämpfen. Mit anderen zusammen kann ich es mir vorstellen. Aber trotz der Beweise und Zeug:innen glaubte mir niemand. Was tust du in so einer Situation? Du schützt dich selbst.



Meine Idee war ja eigentlich, ich wandere aus, um zu studieren. Nach Europa. In die vermeintliche Sicherheit. In eine Stadt mit 100.000 Menschen. So viele wie in ein Fußballstadion passen. Meine Heimatstadt hat 20 Millionen Einwohner:innen. Und dann passiert sowas. Dauernd. Ich bin enttäuscht von Cottbus.

Rassismus passiert auch an der Uni. Es gab eine Party und mein Mann, ich und eine Freundin durften nicht hinein, weil der Security-Mitarbeiter behauptete, wir seien Geflüchtete. Und er mag die Geflüchteten nicht: „Asylanten haben hier nichts zu suchen!“ Ich schrieb dem Unipräsidenten. Die Antwort war: „Das tut uns leid... Wir werden die Firma nicht mehr beauftragen.“ Danach fühlte ich mich besser, es war besser als nichts. Aber ich ging auch nicht mehr zu den Uni-Partys. Ich habe angefangen, mein Verhalten zu verändern. Auch bei dem Busfahrer, ich fuhr lange nicht mehr mit dieser Linie. Wenn er am Steuer saß, wartete ich, bis der nächste Bus kam. Ich wollte sein Gesicht einfach nicht mehr sehen. Sein Grinsen, denn er hatte gegen mich gewonnen.

Das alles ist sehr anstrengend. Aber es gibt verschiedene Sachen, die mich stärker machen. Ich fühle nicht in allen rassistischen Situationen das gleiche. Manchmal lache ich, manchmal sage ich etwas, manchmal nichts. Letztes Jahr begann eine Frau auf der Straße zu schimpfen: „Ihr Ausländer habt die Pest nach Deutschland gebracht, ihr gehört vergast...!“ Sie tat mir einfach nur leid, dass sie so einfach strukturiert war, ich könne an allem Schuld sein. Ich sagte nichts. Ich ließ sie.

Von der Stadtspitze von Cottbus wünsche ich mir eine Antidiskriminierungsstelle, damit Menschen wie ich einen Ort haben, an dem sie sich im sicheren Raum beschweren können. Auch die Mitarbeiter:innen der Behörden müssen geschult werden. In jeder Behörde steht geschrieben, wie sich die Bürger:innen verhalten sollen, aber nirgendwo steht, wie sich die Beam:innen verhalten sollen. Das muss sich ändern.

Ich wünsche mir von der Mehrheitsgesellschaft, dem weißen Teil der Gesellschaft, dass sie von ihrem hohen Ross herunterkommt. Und sich einmal anschaut, wer wir sind, uns begegnet. Sich vorstellt, wie es sich anfühlt, wenn man jeden Tag diesen Rassismus erleben muss. Dass sie uns kennen lernt, sieht, dass wir auch Menschen sind. Und wie es ist, nicht privilegiert zu sein wie sie. Aufgrund von Hautfarbe, von Sprache. Dann würde der erste Satz des Grundgesetzes auch wirklich umgesetzt werden: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“

Die Würde  
des Menschen  
ist unantastbar



## WIR WOLLEN IN RUHE LEBEN

---

**Wir sind zwei Jugendliche aus arabischen Staaten, die vor dem Krieg geflohen sind. Wir leben in Cottbus und haben jetzt schon zu viele Erlebnisse gehabt, die uns schockierten. Der Rassismus in Cottbus ist überall. Trotzdem lassen wir uns nicht niedermachen. Wie wehren uns und setzen uns für Demokratie und Menschenrechte ein.**

---

**A:** Ich bin 17 Jahre alt, seit dreieinhalb Jahren lebe ich in Deutschland. Erst kamen mein Vater, mein Bruder und meine Schwester mit dem Schlauchboot. Zwei Jahre später kam ich mit meiner Mutter und meinem Bruder im Zuge einer Familienzusammenführung nach. Ich besuche zur Zeit die 10. Klasse. In Cottbus gibt es viele Menschen, die uns böse anschauen. Selbst an der Schule gibt es rassistische Schüler:innen, die uns beleidigen und beschimpfen. Sage ich einem Lehrer Bescheid, dann gibt es ein Gespräch, eine gespielte Entschuldigung, und dann beginnt der Rassismus von vorne.

**B:** Ende 2015 kam ich mit meinen Eltern und meiner Schwester mit dem Schlauchboot über die Türkei nach Griechenland. Dann folgte die Route von Serbien nach Deutschland. Vor Cottbus lebten wir für kurze Zeit in Berlin. Momentan gehe ich in die 10. Klasse. Ich spreche echt super Deutsch, und trotz-

dem fühle ich mich nicht wohl hier. Meine Schwester trägt ein Kopftuch und findet deswegen keinen Arbeitsplatz. Sie solle das Kopftuch abnehmen, sagen sie. Es kommen nur Absagen. Wenn wir durch die Stadt laufen und Arabisch sprechen, begegnen uns ablehnende Blicke.

**A:** Einmal waren wir gemeinsam auf der Stadtpromenade während des Stadtfestes spazieren. Mein Freund wollte jemanden im Krankenhaus besuchen. Ich wollte nach Hause. An der Straßenbahnhaltestelle unterhielten wir uns auf Arabisch. Da kamen zwei Männer, beide etwa Mitte 20, mit Glatze, sie beobachteten uns eine Weile. Einer sagte: „Scheiß Ausländer, Scheiß Kanacke. Das ist Deutschland, hier müsst ihr Deutsch sprechen.“ Wir fragten: „Was haben wir Ihnen getan? Warum beleidigen Sie uns?“

**B:** Einer der beiden schlug uns dann mehrfach.

**A:** Als ich versuchte, mit ihnen zu sprechen, fauchte mich einer der beiden an, was ich 14-Jähriger denn von ihm wolle. Er war sportlich und offenbar Kampfsportler. Er schubste mich auf die Gleise, ich fiel hin und verletzte mich. Anschließend schlug er meinem Freund mit der Faust aufs Auge. Wir wehrten uns und einige Umstehende halfen uns. Andere glotzten nur. Der Täter ist dann geflohen.

**B:** Für uns war das echt zu viel. Der war einfach total aggressiv. Das war für mich ein Schock. Nicht einmal mein Vater hat mich jemals geschlagen. Nach dem Schlag war ich weggetreten und hatte Schwindel.

**A:** Als ich meinen Freund sah, mit der Wunde am Auge, habe ich mich gewehrt. Ich wollte mich und meinen Freund verteidigen.

**B:** Einige Männer trennten uns und die meisten der Frauen vor Ort unterstützten uns. Sie empfahlen uns, die Polizei anzurufen. Aber niemand wollte Zeug:in sein. Das war enttäuschend.

**A:** Ich rief trotzdem die Polizei. Zu meinem Freund sagte ich, er solle den fliehenden Täter beobachten. Die Polizei war schnell da, weil eine Streife vorbeikam, die ich angehalten habe. Sie nahmen eine Täterbeschreibung auf und gaben diese weiter. Der Täter wurde aber nicht gefasst.

**B:** Die Polizist:innen vor Ort sagten, wir sollten auf der Wache eine Anzeige erstatten. Es gab eine junge Frau, die den Täter erkannt hatte und sie gab uns einen Hinweis, wie wir ihn finden könnten. Diese Informationen gaben wir an die Polizei weiter.

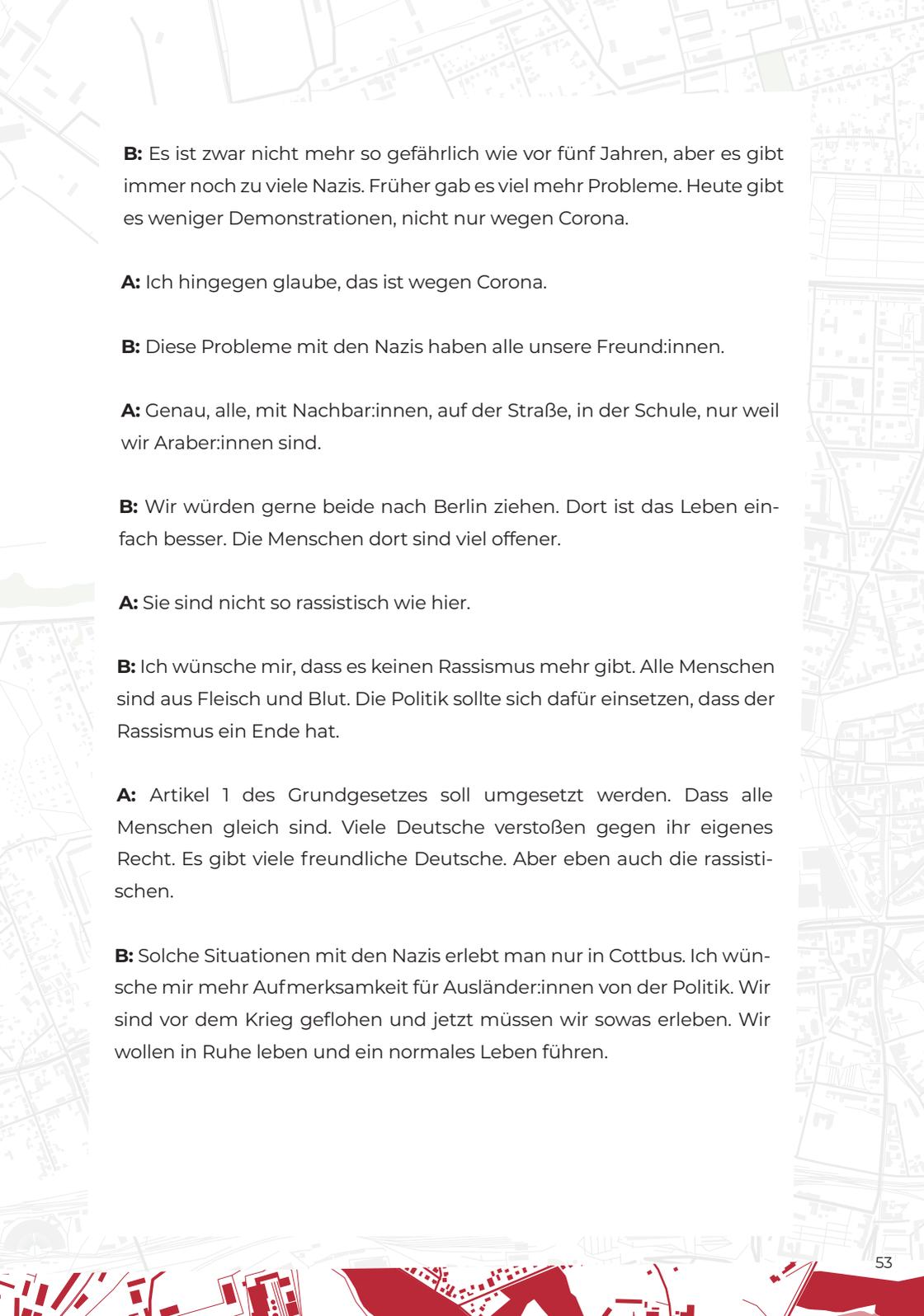
**A:** Dann kamen Briefe von der Polizei. Der Täter war dort bekannt.

**B:** Aber bis jetzt gab es noch keine Gerichtsverhandlung, obwohl es schon zwei Jahre her ist. Das ist frustrierend. Da kommt einer, der uns angreift und läuft dann zwei Jahre draußen herum, weil zu wenige Richter:innen da sind.

**A:** Wir sind seit dem Angriff viel aufmerksamer, passen immer auf. Vor einem halben Jahr ist wieder etwas ähnliches passiert, mein Bruder und ich wurden von Nazis angegriffen. Die Nazis behaupteten in ihrer Gegenanzeige, dass wir Messer gehabt hätten. Wir konnten aber beweisen, dass die anderen angegriffen haben und wir unbewaffnet waren.

**B:** Als wir neu waren in Cottbus, konnten wir noch kein Deutsch und uns nicht wehren. Das hat sich aber geändert. Jetzt können wir verbal zurückschlagen. Und Cottbus ist etwas ruhiger geworden. Die Deutschen haben verstanden, dass wir auch lernen, arbeiten, Steuern zahlen. Wir werden langsam akzeptiert.

**A:** Aber es gibt immer noch Nazis, die uns beschimpfen. Alleine rauszugehen, besonders abends, bleibt gefährlich. Aber in der Gruppe ist man sicher.



**B:** Es ist zwar nicht mehr so gefährlich wie vor fünf Jahren, aber es gibt immer noch zu viele Nazis. Früher gab es viel mehr Probleme. Heute gibt es weniger Demonstrationen, nicht nur wegen Corona.

**A:** Ich hingegen glaube, das ist wegen Corona.

**B:** Diese Probleme mit den Nazis haben alle unsere Freund:innen.

**A:** Genau, alle, mit Nachbar:innen, auf der Straße, in der Schule, nur weil wir Araber:innen sind.

**B:** Wir würden gerne beide nach Berlin ziehen. Dort ist das Leben einfach besser. Die Menschen dort sind viel offener.

**A:** Sie sind nicht so rassistisch wie hier.

**B:** Ich wünsche mir, dass es keinen Rassismus mehr gibt. Alle Menschen sind aus Fleisch und Blut. Die Politik sollte sich dafür einsetzen, dass der Rassismus ein Ende hat.

**A:** Artikel 1 des Grundgesetzes soll umgesetzt werden. Dass alle Menschen gleich sind. Viele Deutsche verstoßen gegen ihr eigenes Recht. Es gibt viele freundliche Deutsche. Aber eben auch die rassistischen.

**B:** Solche Situationen mit den Nazis erlebt man nur in Cottbus. Ich wünsche mir mehr Aufmerksamkeit für Ausländer:innen von der Politik. Wir sind vor dem Krieg geflohen und jetzt müssen wir sowas erleben. Wir wollen in Ruhe leben und ein normales Leben führen.

## **DIE BERATUNGSSTELLEN DER OPFERPERSPEKTIVE BIETEN BERATUNG UND UNTERSTÜTZUNG FÜR BETROFFENE RECH- TER GEWALT UND RASSISTISCHER DISKRIMINIERUNG.**

### **SIE WURDEN RASSISTISCH DISKRIMINIERT?**

Niemand darf Sie aus rassistischen oder antisemitischen Gründen, wegen Ihrer Herkunft, Sprache, Hautfarbe, Ihres Namens oder Ihrer Religion beleidigen, benachteiligen oder diskriminieren!

### **SIE WURDEN BEDROHT ODER ANGEGRIFFEN?**

Zurechten Tatmotiven zählen Rassismus in verschiedenen Ausprägungen, Antisemitismus/Feindlichkeit gegen Jüdinnen und Juden; Feindlichkeit gegen homosexuelle, trans\* und queere Menschen, gegen Nicht-Rechte und politische Gegner:innen; Verachtung von Wohnungslosen und anderen gesellschaftlich Marginalisierten und von Menschen mit Behinderung.

### **WENDEN SIE SICH AN UNS:**

#### **Antidiskriminierungsberatung Brandenburg und**

☎ 0331 58 10 7676 | ✉ [antidiskriminierung@opferperspektive.de](mailto:antidiskriminierung@opferperspektive.de)

▶ [www.antidiskriminierungsberatung-brandenburg.de](http://www.antidiskriminierungsberatung-brandenburg.de)

#### **Opferperspektive - Beratung für Betroffene rechter Gewalt**

☎ 0331 817 0000 | ✉ [info@opferperspektive.de](mailto:info@opferperspektive.de)

▶ [www.opferperspektive.de](http://www.opferperspektive.de)

### **WIR BERATEN SIE**

- überall in Brandenburg
- vertraulich
- kostenlos
- unabhängig von Behörden
- auf Wunsch mit Dolmetscher\*innen
- parteilich: wir setzen uns für Ihre Interessen ein

### **BERATUNGSSTELLEN:**

Büro Cottbus

Altmarkt 21

03046 Cottbus

☎ 0176 878 440 76

Geschäftsstelle in Potsdam

Rudolf-Breitscheid-Str. 164

14482 Potsdam

## IMPRESSUM

### Über den Autor

Dr. Chadi Bahouth ist promovierter Politologe und arbeitet als Dozent für politische Themen, als Coach und Therapeut, als Redakteur und Moderator für Radio und Print.

### Herausgeberin



Opferperspektive - Solidarisch  
gegen Rassismus, Diskriminierung  
und rechte Gewalt e.V.

Rudolf-Breitscheid-Straße 164  
14482 Potsdam

- ☎ +49 331 817 0000
- ✉ [info@opferperspektive.de](mailto:info@opferperspektive.de)
- ▶ [www.opferperspektive.de](http://www.opferperspektive.de)

**Redaktion:** Simon Grünwald

**Lektorat:** Haidy Damm

**Gestaltung:** TEKTEK - Gestaltung & Produktion

**Druck:** Printstar GmbH, Berlin

Diese Publikation ist im Rahmen des Modellprojekts „changelog – Gleichbehandlung kommunal“ entstanden. Changelog ist in den Städten Cottbus und Potsdam aktiv, bietet Betroffenen von rassistischen Diskriminierungen Beratung sowie Unterstützung an und wirbt um mehr Diskriminierungssensibilität in beiden Stadtgesellschaften.

Diese Broschüre wurde gefördert durch:

Gefördert vom

im Rahmen des Bundesprogramms

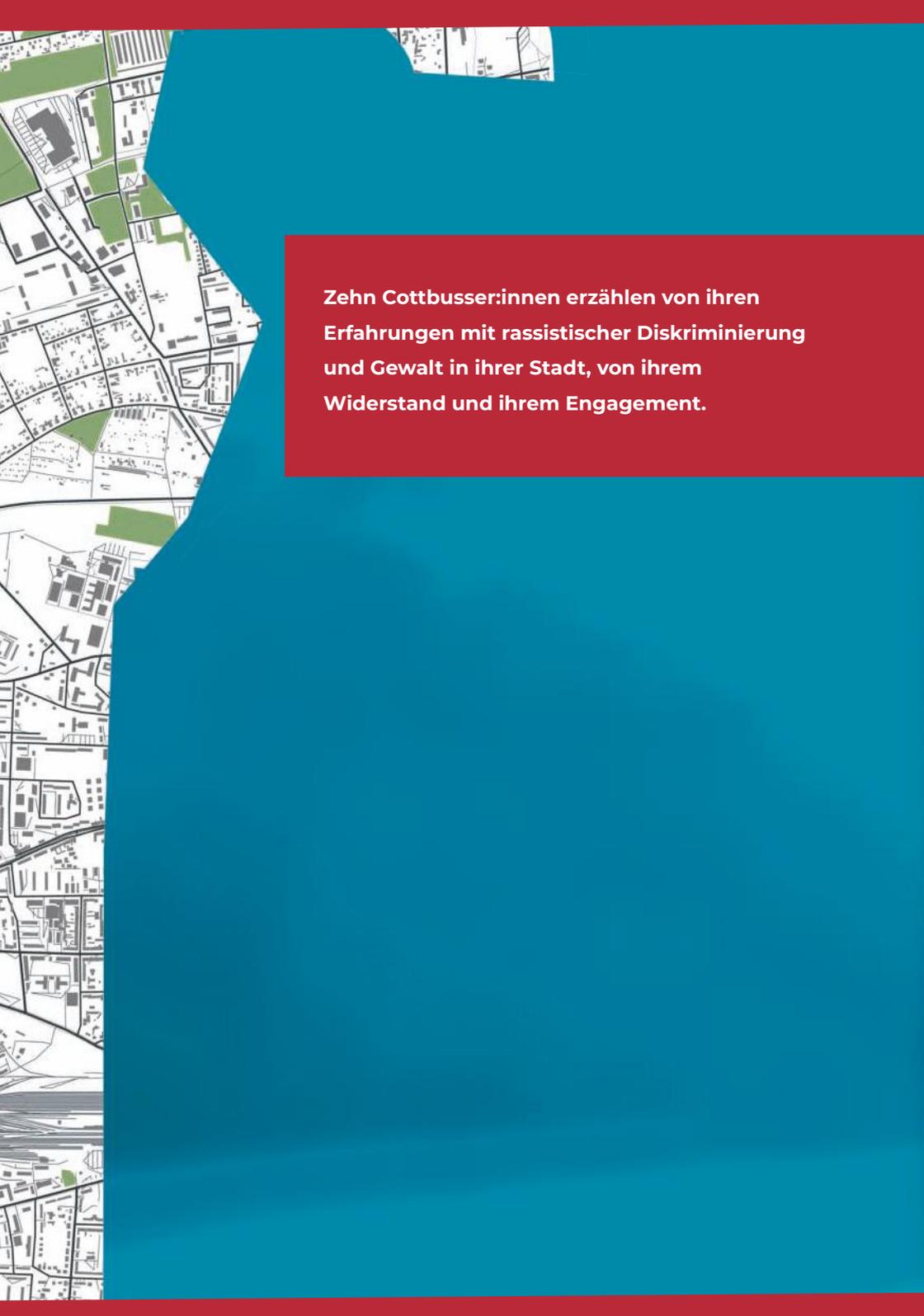


Bundesministerium  
für Familie, Senioren, Frauen  
und Jugend

Demokratie **leben!**

Die Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung des BMFSFJ oder des BAFzA dar. Für inhaltliche Aussagen tragen die Autorinnen und Autoren die Verantwortung.

© **Copyright:** Diese Material steht unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0. International lizensiert. Um eine Kopie dieser Lizenz zu sehen, besuchen Sie: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/legal-code.de>



**Zehn Cottbusser:innen erzählen von ihren  
Erfahrungen mit rassistischer Diskriminierung  
und Gewalt in ihrer Stadt, von ihrem  
Widerstand und ihrem Engagement.**